AUTHOR:

WERNEKKE, HUGO

TITLE:

GOETHE UND DIE KONIGLICHE KUNST

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1905

Master Negative #

91-80403-7

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

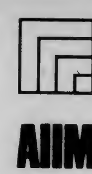
Wernekke, Hugo, 1846-
Goethe und die königliche kunst... Leipzig, Poeschel, 1905.
194 p. illus. (music). ports., facsims. 21½ cm.

68009

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

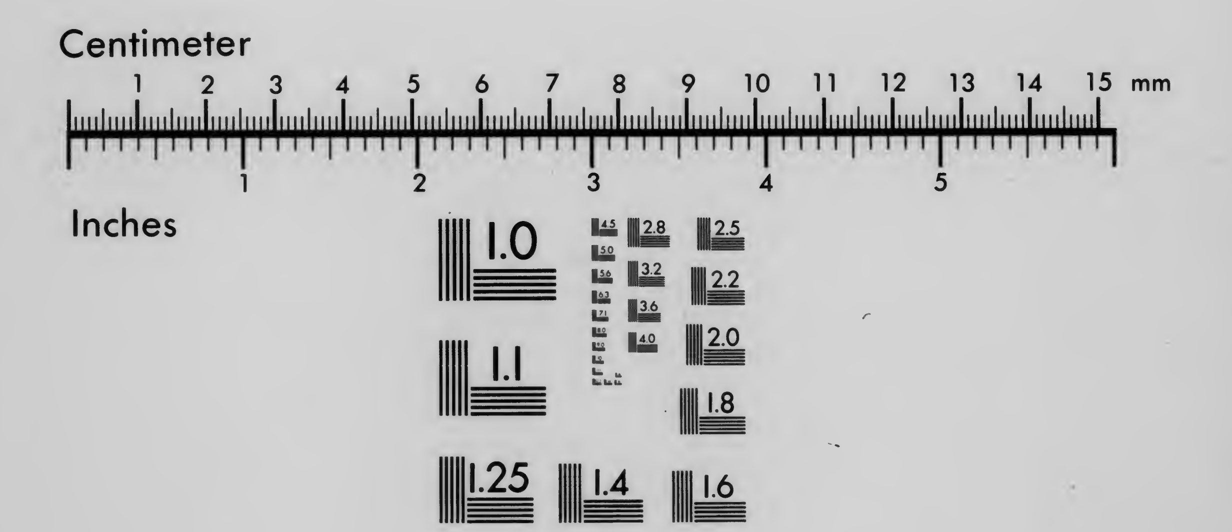
FILM SIZE: 35 REDUCTION RATIO: 11x2A
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 12/26/91 INITIALS S.m
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

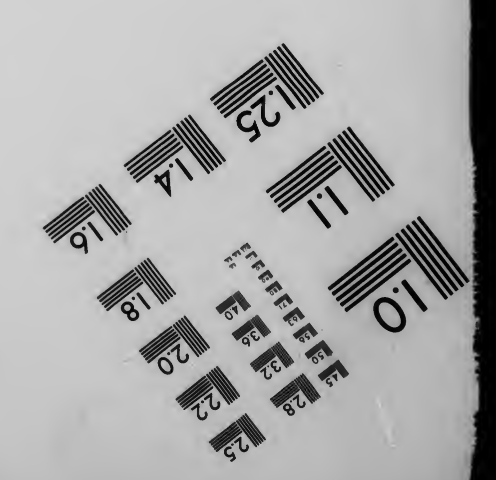


AIIM

Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Das Menschheitsideal

in

Goethes „Faust“

und

Hauptmanns „Versunkenen Glocke“

Von

Lic. H. Sogemeier
Pfarrer in Wellinghofen

Zweite Auflage



Gütersloh
Druck und Verlag von C. Bertelsmann
1910



Das Menschheitsideal

in

Goethes „Faust“

und

Hauptmanns „Versunkenen Glocke“

Vortrag,

gehalten vor Freunden des Gütersloher Gymnasiums

von

Lic. H. Sogemeier,

Pfarrer in Wellinghofen.

Zweite Auflage.



Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1910.

„Was ist Wahrheit?" so fragte einst Pilatus, als Vertreter der sinkenden Kulturwelt des Altertums. „Was ist Wahrheit?" so hat man seitdem noch oft gefragt, wenn wieder einmal ein hoffnungsvoller Versuch, die Probleme der Welt und des Menschenlebens zu lösen, gescheitert war. „Was ist Wahrheit?" so fragt man mit geschärftem Akzent in unserer Zeit, wo die Errungenschaften des Menschengeistes der materiellen Kultur in Industrie und Verkehrswegen gewaltige Dienste geleistet, zur Beantwortung der tiefsten Fragen der Menschheit aber wenig oder gar nichts von Belang beigetragen haben. Mehr als je sind die Fäden der Frage nach der Weltanschauung verwirrt, und der Mut nach so vielen Fehlversuchen gesunken. Nicht nur der müde Zweifel, — die völlige Mißachtung aller Versuche des Menschengeistes ist an der Tagesordnung. „Ich will euch die große Verachtung lehren!" sagt der neuste Prophet des Zeitgeistes, Friedrich Nietzsche. „Ich liebe die großen Verachtenden, denn sie sind die großen Verehrenden!" Was die Menschheit jemals Großes und Edles erkämpft und errungen hat, was an Erkenntnis und Wissen hervorgebracht ist, was als Lebensideal dem Menschen voranleuchtete auf dem Wege durch die vergangenen Zeiten, —

das alles muß in Trümmer fallen. Denn der Sinn der Menschheit ist der „Übermensch“.

Die Idee des Übermenschen berührt sich mit der Darwinschen Evolutionstheorie. Stufenweise hat sich die Menschheit entwickelt. Ehe sie sich auf die jetzige Stufe erhob, hat sie eine tiefere Stufe tierischen Daseins durchlebt. Und als diese niedere Entwicklungsperiode sich überlebt hatte, da trat der „Mensch“ in die Erscheinung mit den Vernunftformen und Lebensnormen, die bis jetzt sein Wesen ausmachten. Aber auch der Mensch ist nur „ein Übergang“. In unserer Zeit hat der Typus Mensch sich überlebt; wir müssen vorwärts und höher blicken. Nach dem Typus „Mensch“ muß der „Übermensch“ geboren werden. Und auf dieser höheren Stufe des Typus Übermensch erscheinen all die alten Formen und Normen des Menschentums als ein kümmerlicher Atavismus, eine elende Mißgeburt, ein Zurücksinken in den niederen Typus. Wenn die „große Verachtung“ den Menschen überkommt, dann kündet sich die Geburt des Übermenschen an. Er streift die alten Vorurteile der Religion, der Sitte, ja die Formen der überlieferten Vernunfterkenntnis ab; er schafft sich seine eigene Welt, die intellektuelle wie die moralische, aus sich selber. Das eigene Ich erhebt er auf den Thron. Sein oberster Grundsatz ist der schärfste Egoismus. Seine Aufgabe: Zerbrechung aller Vernunftformen, Umwertung aller Werte; die Devise: Wahr ist nichts, erlaubt ist alles! Fern von allen menschlichen Vorurteilen, „jenseits von gut

und böse,“ gibt es nur einen Willen, der des Übermenschen würdig ist, das ist: der Wille zur Macht. Nicht dienen, sondern herrschen! Nicht Sklavenmoral, sondern „Herrenmoral“! Wenn das Ich zur schrankenlosen Herrschaft gebracht ist, dann ist der höhere Typus erreicht.

Wenn derartige Ideen als neues, ungeahntes Evangelium vorgetragen werden (obwohl sie nicht neu sind, sondern nur alte Gedanken in modernem Gewande), wenn sie verkündigt werden mit dem stürmischen Enthusiasmus Nietzsches, so können wir uns nicht wundern, wenn diese Töne Anklang finden in einer Zeit, die sich brüstet mit ihrer Vernunft, mit ihrer Humanität, aber im Grunde hart egoistisch und dem ernsteren Nachdenken abgeneigt ist; Anklang finden nicht bloß bei Gebildeten, sondern auch bei Ungebildeten, — denn der Grundgedanke ist einfach und auf elementare Instinkte der menschlichen Natur berechnet. Ja, sie finden Widerhall sogar im Lager der Sozialisten, die im Namen der Humanität, der Gerechtigkeit gegen Bedrückung und Herrschsucht protestieren; sie haben die Empfindung: die Berufung auf Gerechtigkeit und Humanität war nur Agitationsmittel, der innerste Hebel der Bewegung ist — der „Wille zur Macht“.

Lassen Sie uns, verehrte Zuhörer, nur einen Ausläufer der bezeichneten Weltanschauung ins Auge fassen, die dichterische Ausarbeitung in der „Versunkenen Glocke“ von Gerhart Hauptmann. Dies Werk gehört zu den kunstvollsten Schöpfungen der naturalistischen Richtung der Gegenwart, — doch uns interessiert für unsern

Zweck lediglich die zugrundeliegende Weltanschauung, nicht das künstlerische Gewand. In dem genannten Drama finden wir das neuste Menschheitsideal klassisch und zutreffend mit einigen poetischen Umbiegungen dargestellt. Unvermeidlich ist selbstverständlich die Behauptung, der wir danach näher treten werden, daß auch Goethe, besonders im „Faust", eine stützende Autorität solcher Anschauungen sei, — denn welche Richtung schmückt sich heute etwa nicht mit Goethes Namen? Und wenn Goethe sich auch nicht klar zu den bezeichneten Grundsätzen bekennt, so liegen sie doch, sagt man, verborgen in der Tiefe seiner reichen Gedankenwelt. Desto besser! Dann hat Goethe nur dunkel geahnt, was „wir" klar herausgearbeitet haben. Und die Epigonen können an seinen „Faust" herantreten mit dem erhebenden Bewußtsein: „zu sehen, wie ein großer Mann vor uns gedacht, und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht!"

Der Glockengießer Heinrich, der dramatische Held der „versunkenen Glocke", ist ein braver Bürger seines Heimatdorfes, der Religion, der Kirche zugetan, ein Meister in seiner Kunst, von seinen Mitbürgern wert geschätzt und glücklich gepriesen. Er selbst fühlt bei allem Wohlergehen ein inneres Unbehagen. Was das Leben ihm auch bieten mag, — ihn quält ein Druck unter den gewohnten Lebensverhältnissen und Anschauungen. In ihm lebt ein dunkler Drang nach etwas Anderem,

Besserem, Höherem! Nun hat er wieder eine Glocke, ein herrliches Meisterwerk, vollendet, für ein Kirchlein, das man hoch oben im Gebirge erbaut. Als die Glocke zum Versuch in den Bäumen des Dorfes aufgehängt und geläutet wird, ist der Pfarrer und der Küster des Rühmens voll, und von Mund zu Mund geht es: „Wie Engelszungen singt des Meisters Glocke!" Der Meister selbst hat die Empfindung: „Mißtönend, verfehlt, wie mein ganzes Leben!" Mit Mühe schleppt man das Werk auf unwegsamen Gebirgspfaden hinauf in die Berge. Doch hart an der Höhe bricht eine Speiche, der Wagen schwankt, die Glocke gleitet, — fällt, — stürzt den Abhang hinunter — und wird begraben in den Fluten des tiefen Bergsees. Meister Heinrich greift noch im letzten Augenblick nach der Glocke, um sie zu halten. Auch er fällt und stürzt der Glocke nach in den Abgrund. Schwer verwundet schleppt er sich fort, bis er auf einer Wiese der Halde ohnmächtig niedersinkt. Hier oben im Gebirge hausen die freien Naturgeister, der Nickelmann, der Waldschrat, die Elfen, die Nixen. Hier im freien Höhenrevier erscheint dem tödlich Verwundeten, als er zum Bewußtsein erwacht, Rautendelein, ein elbisches Wesen, halb Kind, halb Jungfrau, die Personifikation des ungebundenen Naturdaseins. Er weiß nicht, ob er träumt oder wacht. „Ich sah dich schon, ich dient' um dich!" Was er sonst nur dunkel ahnte und erstrebte, steht nun als Wirklichkeit in berückender, ungekünstelter Schönheit vor ihm; was ihm früher als Wirklichkeit galt, sinkt wie

ein altes Traumbild, tiefer und tiefer. Indessen finden die Begleiter den verwundeten Meister. Sie tragen ihn zu Tale, in sein Haus, zu Weib und Kind. Die Hoffnung für sein Leben ist gering, und er selbst will auch nicht länger leben. Denn wie die Glocke versunken ist im See, so ist auch sein Leben, wie er es gelebt, versunken; mißtönend, wie die alte Glocke, so klingen ihm die alten Ideale, die kümmerlichen, hausbackenen Anschauungen der Menschen da unten im Tale. Zu den Höhen geht all seine große Sehnsucht, aus der drückenden Atmosphäre des Tales zu der reinen, sonnigen Luft eines neuen, höheren Menschentums, aber die Kraft, die himmelanstürmende Kraft fühlt er nicht; denn sein Leben geht zur Neige. Vergebens sucht sein Weib Magda ihn aufzurichten; er erschließt ihr sein ganzes Herz, seine Verachtung des Lebens, seine große, ungestillte Sehnsucht.

Heinrich:

Ich sterbe: das ist gut. Gott meint es gut,
denn, lebt' ich, Magda . . . beuge dich zu mir:
es ist uns beiden besser, daß ich sterbe.
Sieh, ich war alt und morsch, 'ne schlechte Form.
Ich traure nicht, daß mich der Glockengießer,
der mich nicht besser schuf, jetzund verwirft;
und als, dem eignen, schlechten Werke nach,
er mich so machtvoll in den Abgrund stieß,
war mir's willkommen. Ja, mein Werk war schlecht:
Die Glocke, Magda, die hinunterfiel,
sie war nicht für die Höhen — nicht gemacht,
den Widerschall der Gipfel aufzuwecken . . .

Frau Magda:

So sage mir, um Christi willen, Mann!
wie kam dies über dich? Ein Mensch wie du,
begnadet, überschüttet mit Geschenken
des Himmels, hochgepriesen, allgeliebt,
ein Meister seiner Kunst! Wohl hundert Glocken
in rastlos froher Wirksamkeit gebildet:
sie singen deinen Ruhm von hundert Türmen;
sie gießen deiner Seele tiefe Schönheit,
gleichwie aus Bechern, über Gau und Trift.
Ins Purpurblut des Abends, in das Gold
der Herrgottsfrühe mischest du dich ein.
Du Reicher, der so vieles geben kann,
du siehst mit Undank auf dein Tagewerk!

Heinrich:

Mißhör mich nicht. — — Nun hast du selbst geklungen.
so tief und klar, wie meiner Glocken keine.
Doch sollst du . . . mußt du mich begreifen: Magda!
Noch einmal denn: mein jüngstes Werk mißlang.
Beklommnen Herzens stieg ich hinterdrein,
als sie mit „Hott" und „Hü" und wacker fluchend
die Glocke bergwärts schleppten. Nun: sie fiel.
So Glock', als Leben, keines kehrt mir wieder.
Und wo ich meine Sehnsucht dran geheftet,
begrabne Töne wiederum zu hören —
weh mir! das Dasein, so von mir ergriffen,
darum gelebt: ein Sack voll Gram und Reu,
voll Wahnsinn, Finstre, Irrtum, Gall und Essig.
Doch so ergreif ich's nicht! Der Dienst der Täler
lockt mich nicht mehr, ihr Frieden sänftigt nicht
wie sonst mein drängend Blut. Was in mir ist,
seit ich dort oben stand, will bergwärts steigen;
im Klaren überm Nebelmeere wandeln
und Werke wirken aus der Kraft der Höhen!
Und weil ich dies nicht kann, siech, wie ich bin,
und weil ich wieder, quält' ich mich empor,
nur fallen könnte, will ich lieber sterben.
Jung müßt' ich werden, wo ich leben sollte;

aus einer Berges-Wunder-Fabelblüte . . .
aus zweiter Blüte neue Früchte treiben.
Gesunde Kraft müßt' ich im Herzen fühlen,
Mark in den Händen, Eisen in den Sehnen,
zu neuem, unerhörtem Wurf und Werk
die tolle Siegerlust!

Sein sehnlichster Wunsch wird erfüllt. Rautendelein steigt als Magd verkleidet in das Tal hinab und heilt den kranken Meister durch ihre Zaubermittel. Frische Gesundheit, neue ungeahnte Schaffenskraft pulsiert durch seine Adern. Und nun verläßt er Weib und Kind und folgt seiner Retterin ins Gebirge. Hier auf den luftigen Höhen, fern von den philisterhaft einklemmenden Gedanken der Talmenschen, beginnt für ihn ein neues Leben. Die alte versunkene Glocke mit ihrem Mißklang ist das Symbol der alten Weltanschauung mit ihren mißfälligen Idealen, jetzt schafft er eine neue Glocke, d. h. eine neue, wahrhaft ideale Weltanschauung: „ein Glockenspiel aus edelstem Metall, das aus sich selber, klingend sich bewegt." Das also schwebt ihm vor als Ideal: ein eigenstes Sichbewegen und Klingen des Menschenherzens und -lebens, ohne irgend einen Zwang von außen; der gerade, starke Wuchs, die reinste, innerste Blüte der freien Menschennatur! Wie die schlanke Tanne sich hart am Abgrund herrlich aufrichtet, wie der Baum in seiner Pracht einer blühenden Abendwolke gleicht und seine tiefste Schönheit aus sich selbst offenbart: so muß das ideale Menschenleben sich frei gestalten! Und kaum erfüllt von dieser dem künstlerischen Genie offenbarten

Idee, flammt auch schon des Meisters Seele in Blüten wie auf einen Schlag. Die Kraft der Gottheit, die für ihn identisch ist mit der geheimnisvollen Kraft der Natur, wirkt dies Wunder in seiner Seele. Sein überschwengliches Glück gönnt er indes allen andern Menschen. Vor seinem Künstlergeist erscheint eine wundervolle Menschheitsharmonie, auf dem einfachsten Wege: daß jeder schrankenlos seiner Individualität folgt; wenn er sich auslebt, so wie er ist von Natur, dann wird schon von selbst eine Zeit allgemeiner Glückseligkeit für die Menschheit anbrechen. Das verlorene Paradies ist wiedergefunden an dem großen Tage, wenn die „Sonnenpilger" in glanzvoller Prozession, von dem neuen, sinnlichen Sonnenkultus tief ergriffen, dem Tempel der Urmutter Sonne zueilen, das fabelhafte Wunderglockenspiel jenes alte und doch ewig neue Lied von der Menschheit Glückseligkeit singt, und der tote Heiland vom Kreuz als Jüngling strahlend, ewiger Jugend voll, in den Menschheits-Maien niedersteigt!

Während so der hochfliegende Geist des Meisters am Guß der neuen Glocke und am Bau des Wundertempels titanisch arbeitet, erscheint der Pfarrer der Gemeinde, besorgt, den Verirrten wieder auf den rechten Weg zu bringen. Und gewaltig prallen nun in dem Zwiegespräch der beiden Repräsentanten die Wogen der alten und der neuen Weltanschauung aufeinander. Der Meister öffnet die Pforten seiner Seele weit, und begeistert bis zur Ekstase preist er sein Werk:

Heinrich:

Nennt immerhin mein Werk, wenn ich es nannte,
ein Glockenspiel! Dann aber ist es eines
wie keines Münsters Glockenstube je
es noch umschloß, von einer Kraft des Schalles,
an Urgewalt dem Frühlingsdonner gleich,
der brünstig brüllend ob den Triften schüttert;
und so: mit wetternder Posaune Laut
mach' es verstummen aller Kirchen Glocken
und künde, sich in Jauchzen überschlagend,
die Neugeburt des Lichtes in der Welt.

Urmutter Sonne!! dein und meine Kinder,
sie sollen künftig all ihr Jubeljauchzen
gen deine reine Bahn zum Himmel werfen.
O Tag des Lichtes, wo zum erstenmal
aus meines Blumentempels Marmorhallen
der Weckedonner ruft, — wo aus der Wolke,
die winterlang uns drückend überlastet,
ein Schauer von Juwelen niederrauscht,
wonach Millionen starrer Hände greifen,
die, gleich durchbrannt von Steineszauberkraft,
den Reichtum heim in ihre Hütten tragen:
dort aber fassen sie die seidnen Banner,
die ihrer harren — ach wie lange schon?!
und, Sonnenpilger, pilgern sie zum Fest.

O Pfarrer, dieses Fest! — Ihr kennt das Gleichnis
von dem verlornen Sohn —: die Mutter Sonne
ist es, die's den verirrten Kindern schenkt.
Von seidnen Fahnen flüsternd überbauscht,
so ziehn die Scharen meinem Tempel zu.
Und nun erklingt mein Wunderglockenspiel,
in süßen, brünstig süßen Lockelauten,
daß jede Brust erschluchzt vor weher Lust:
es singt ein Lied, verloren und vergessen,
ein Heimatlied, ein Kinderliebeslied,
aus Märchenbrunnentiefen aufgeschöpft,
gekannt von jedem, dennoch unerhört.
Und wie es anhebt, heimlich, zehrend-bang,

bald Nachtigallenschmerz, bald Taubenlachen —
da bricht das Eis in jeder Menschenbrust,
und Haß und Groll und Wut und Qual und Pein
zerschmilzt in heißen, heißen, — heißen Tränen.

So aber treten alle wir ans Kreuz
und, noch in Tränen, jubeln wir hinan,
wo endlich, durch der Sonne Kraft erlöst,
der tote Heiland seine Glieder regt
und strahlend, lachend, ew'ger Jugend voll,
ein Jüngling, in den Maien niedersteigt.

Der Pfarrer

(ist mit immer mehr überhandnehmenden Zeichen des Grauens der Rede gefolgt und beginnt mit erzwungener Ruhe, die aber schnell verfliegt):

Jetzt, lieber Meister, hab ich Euch gehört,
und ganz aufs Haar bestätigt find ich alles,
was ehrenwerte Männer der Gemeinde
mir sorgenvollen Herzens hinterbracht:
sogar die Mär von diesem Glockenspiel.
Das tut mir leid, mehr, als ich sagen kann.
Die hohen Worte gänzlich nun beiseit:
wie ich hier stehe, bin ich hergekommen,
nicht, weil es mich nach Euren Wundern dürstet —
nein, um Euch beizustehn in Eurer Not!

Heinrich:

In meiner — Not? So bin ich denn in Not?

Pfarrer:

Mann! wacht nun endlich auf! wacht auf! Ihr träumt . . .
den fürchterlichsten Traum, aus dem man nur
zu ew'ger Pein erwacht. — Wie heißt das Bibelwort?
„Wen er verderben will, schlägt Gott mit Blindheit."

Heinrich:

Ist dies sein Plan, Ihr haltet Gott nicht auf.
Doch nennt ich jetzt mich blind
wo ich, von hymnisch reinem Geist erfüllt,
auf eine Morgenwolke hingebettet,

erlösten Auges Himmelsfernen trinke:
ich wäre wert, daß Gottes Zorn mich schlüge
mit ew'ger Finsternis.

Pfarrer:

Nun, Meister Heinrich,
der Flug, den Ihr da nehmt, ist mir zu hoch.
Ich bin ein schlichter Mann, ein Erdgeborner,
und weiß von überstiegnen Dingen nichts.
Eins aber weiß ich, was Ihr nicht mehr wißt:
was Recht und Unrecht, Gut und Böse ist.

Heinrich:

Auch Adam wußt' es nicht im Paradiese.

Pfarrer:

Das sind nur Redensarten, nichts bedeutend.
Ruchlosigkeiten deckt Ihr nicht damit.
Es tut mir leid — gern hätt ich's Euch erspart:
Ihr habt ein Weib — habt Kinder . . .

Heinrich:

Und was weiter?

Pfarrer:

Die Kirche meidet Ihr, zieht in die Berge,
durch Monde kehrt Ihr nicht nach Haus,
wo Euer Weib sich sehnt, und Eure Kinder
nur immer ihrer Mutter Tränen trinken.

Heinrich:

(nach längerem Stillschweigen, bewegt):

Könnt' ich sie trocknen, Pfarrer, diese Tränen —
wie gerne wollt ich's tun! doch kann ich's nicht.
In Kummerstunden grübelnd, fühl ich ganz:
es jetzt zu lindern, ist mir nicht gegeben.
Der ich ganz Liebe bin, in Lieb erneut,
darf ihr aus meines Reichtums Überfülle
den leeren Kelch nicht füllen, denn mein Wein —
ihr wird er Essig, bittre Gall und Gift.
Soll der, der Falkenklau'n statt Finger hat,
'nes kranken Kindes feuchte Wangen streicheln?
Hier helfe Gott!

Pfarrer:

Dies muß ich Wahnsinn nennen,
ruchlosen Wahnsinn. Ja, ich hab's gesagt.
Hier steh ich, Meister, ganz erschüttert noch
von Eures Herzens grauenvoller Härte.
Hier ist dem bösen Feind ein Streich gelungen
in Gottes Fratze . . . ja, so muß ich sagen —
abgründisch, wie er kaum ihm je gelang.
Dies Werk, du großer Gott! von dem Ihr faselt . .
fühlt Ihr denn nicht: es ist der ärgste Greuel,
den je 'nes Heiden Kopf sich ausgeheckt!
Viel lieber wollt' ich alle bösen Plagen,
mit denen Gott Ägypten heimgesucht,
herniederbeten auf die Christenheit,
als diesen Tempel Eur's Beelzebub,
des Baal Moloch, je vollendet sehn . . .
Zu tief, bis an den Hals steckt Ihr im Bösen,
und Eure Hölle, himmlisch ausgeschmückt:
sie hält Euch fest. — Ich will nicht weitergehen . . .
Eins aber laßt Euch sagen: s' ist ein Wort,
das Reue heißt, und eines Tages, Mann,
wird dich — inmitten deiner Traumgeburten —
ein Pfeil durchbohren, unterm Herzen dicht —:
du wirst nicht leben, und du wirst nicht sterben,
und dich und Welt und Gott, dein Werk und alles
wirst du verfluchen! Dann . . . dann denk an mich.

Heinrich:

Wollt Ihr mir, Pfarrer, Schreckgespenste malen,
mir sollt' es trefflicher als Euch gelingen.
Gen Euren Pfeil bin ich vollauf bewährt.
So wenig schürft er mir auch nur die Haut,
als jene Glocke, wißt Ihr, jene alte,
die abgrunddurst'ge, die hinunterfiel
und unten liegt im See, je wieder klingt!

Pfarrer:

Sie klingt Euch wieder, Meister! Denkt an mich!

Was der Meister für unmöglich hielt, geschieht: die alte, versunkene Glocke, sie klingt ihm wieder. Sein verlassenes Weib, Magda, verzweifelnd ob der ihr angetanen Schmach, kann das Leben nicht länger ertragen. Sie erwählt den Tod mit ihren Kindern, — ertrunken ruht sie in der Tiefe desselben Sees, der vordem die Glocke verschlungen hat. Und nun erscheinen dem Vater die Seelen der Kinder mit dem Tränenkrüglein der Mutter, und wie des toten Weibes starre Hand die Glocke sucht und findet und ein Donnerläuten anhebt brausend himmelan: da packt die entwöhnte menschliche Reue den Übermenschen gewaltig an; der Pfeil des Gewissens trifft ihn unterm Herzen dicht; die alte Glocke, die begrabne, klingt. In dieser wirkungsvollen Szene vollzieht sich die Katastrophe des Dramas.

Heinrich
(mit Rautendelein, unter dem Tor, vom Anblick der mächtigen Gebirgswelt allmählich gebannt):

Sieh: tief und ungeheuer dehnt der Raum
und kühl zur Tiefe sich, wo Menschen wohnen.
Ich bin ein Mensch. Kannst du dies fassen, Kind:
fremd und daheim dort unten — so hier oben
fremd und daheim . . . kannst du das fassen?

Rautendelein (leise):

Ja.

Heinrich:

Du blickst so seltsam, Kind, wie du das sagst.

Rautendelein:

Mir graut.

Heinrich:

Horch! — Nichts. — Kind, hörst du nichts?

Rautendelein:

Was soll ich hören?
Den Herbstwind hör ich gehn durchs Heidekraut.
Den Rüttelfalken hör ich Kajak rufen.
Seltsame Worte hör ich seltsam dich
mit einer fernen, fremden Stimme sprechen!

Heinrich:

Dort unten, dort, des Mondes blutger Schein . . .
siehst du? wo er im Wasser wiederleuchtet? —

Rautendelein:

Nichts seh ich, nichts!

Heinrich:

Mit deinen Falkenblicken —
und siehst nichts? bist so blind? — Was schleppt sich dort
so langsam, mühsam hin?

Rautendelein:

Trug, nichts als Trug!

Heinrich:

Kein Trug! Sei still, — ganz still . . .
Jetzt klimmt es übern Stein, den breiten Stein,
der überm Fußpfad liegt —

Rautendelein:

Blick nicht hinab!
Die Türe schließ ich, mit Gewalt dich rettend!

Heinrich:

Laß, sag ich dir! ich muß es sehn, ich will . . .
Siehst du denn nicht, wie's immer höher klimmt?

Rautendelein:

Wo?

Heinrich:

Dort, den schmalen Felsenstieg herauf —
im bloßen Hemdchen . . .

Rautendelein:

Wer?

Heinrich:

Barfüß'ge Bübchen.
Ein Krüglein schleppen sie, und das ist schwer —
bald muß des einen, bald des andern Knie,
das kleine, nackte Knie, es vorwärts heben . .

Rautendelein:

O liebe Mutter, steh dem Armen bei!

Heinrich:

Um ihre Köpfchen strahlt ein Heilgenschein. . . .

Rautendelein:

Ein Irrlicht äfft dich!

Heinrich:

Nein! falt deine Hände:
nun, siehst du . . . siehst du . . . sind sie da . . .
(Er kniet, während zwei Kinder, schemenhaft im bloßen Hemdchen, sich hereinbemühen.)

Erstes Kind
(mit verhallender Stimme):

Papa!

Heinrich

Ja, Kind.

Erstes Kind:

Die liebe Mutter läßt dich grüßen.

Heinrich:

Hab Dank, mein lieber Junge. Geht's ihr wohl?

Erstes Kind
(langsam und traurig, jedes Wort betonend):

Es geht ihr wohl.
(Kaum vernehmlich Glockentöne aus der Tiefe.)

Heinrich:

Was bringt ihr da getragen?

Zweites Kind:

Ein Krüglein.

Heinrich:

Ist's für mich?

Zweites Kind:

Ja, lieber Vater.

Heinrich:

Was habt ihr in dem Krüglein, liebe Kinder?

Zweites Kind:

Was Salziges.

Erstes Kind:

Was Bittres.

Zweites Kind:

Mutters Tränen!

Heinrich:

Herrgott im Himmel!

Rautendelein:

Wo denn starrst du hin?

Heinrich

Auf sie — auf sie —

Rautendelein:

Auf wen?

Heinrich:

Hast du nicht Augen?
auf sie! — Wo habt ihr unsre Mutter? sprecht!

Erstes Kind:

Die Mutter?

Heinrich:

Ja — wo?

Zweites Kind:

Bei den Wasserrosen.

(Starker Glockenklang aus der Tiefe.)

Heinrich:

Die Glocke . . . Glocke . . .

Rautendelein:

Was denn für 'ne Glocke?

Heinrich:

Die alte, die begrabne klingt . . . sie klingt!
Wer tat mir das? Ich will nicht . . . will nicht hören.
Hilf! hilf mir doch!

Rautendelein:

Komm zu mir, Heinrich! Heinrich!

Heinrich:

Sie klingt . . . Gott helfe mir! Wer tat mir das?
Hör: wie sie dröhnt, wie der begrabne Laut,
das donnernde Gewühle aufwärts schwillt —
ein wenig ebbend, doppelt mächtig flutend. —
(Gegen Rautendelein:)
Ich hasse dich! ich spei' dich an! Zurück!
Ich schlage dich, elbische Vettel! Fort,
verfluchter Geist! Fluch über dich und mich,
mein Werk und alles! Hier! hier bin ich — hier!
Ich komme . . . komme! Gott, erbarm dich meiner!

(Er rafft sich auf, bricht zusammen, rafft sich wieder auf und schleppt sich von hinnen.)

Rautendelein:

Komm zu dir, Heinrich! Bleib! — Vorbei . . . vorbei.

Er flieht in das Tal, in sein Heimatdorf. Doch das Volk, empört über seine Freveltaten, verfolgt und hetzt ihn wie ein Wild von dannen. Er eilt wieder zurück in die Berge. Hier findet er Rautendelein nicht mehr. Sie ist zu dem Nickelmann in den Brunnen hinabgestiegen. Wilde Verzweiflung kommt über ihn, bittere Reue, daß er „das lichte Leben von sich stieß". Aber noch einmal soll er Rautendelein sehen und dann selber hinabsteigen zum Nichts, in das Land der Vergessenheit. Den

Becher der Vernichtung trinken: das ist seine Erlösung.

Mit dieser stimmungsvollen Szene schließt das Drama.

Herbstnacht.

(Rautendelein steigt müd und ernst aus dem Brunnen, setzt sich auf den Rand und kämmt ihr langes, offenes Haar im Mondenschein. Sie ist blaß und singt leise vor sich hin:)

In tiefer Nacht mutterseelenallein,
kämm ich mein goldenes Haar,
schön schönes Rautendelein!
Die Vöglein reisen, die Nebel ziehn,
die Heidefeuer verlassen glühn . . .
Im hellen Monde kämm ich mein Haar
und denke des, der mein Buhle einst war.
Die Glockenblumen läuten.
Läuten sie Glück? läuten sie Qual?
Beides zumal,
dünkt mich, soll es bedeuten. —
Hinab! hinab — die Zeit ist um —
in Wasser und Tang!
ich blieb schon zu lang.
Hinab, hinab!
(Im Begriff hinabzusteigen:)
Wer ruft so leise?

Heinrich:

Ich!

Rautendelein:

Wer du?

Heinrich:

Nun: ich.
Komm du nur näher, so erkennst du mich.

Rautendelein:

Ich kann nicht, und ich kenne dich auch nicht.
Geh! denn ich töte den, der mit mir spricht.

Heinrich:

Du marterst mich! komm, fühle meine Hand,
so kennst du mich.

Rautendelein:

Ich hab dich nie gekannt.

Heinrich:

In Qualen siehst du mich, in einem Krampf,
der furchtbar ist, wie nie des Lebens Kampf!
O martre du nicht den verlornen Mann:
erlöse mich. — Wo bist du? geh nicht fort!

Rautendelein
(die hinter den Brunnenrand gewichen ist):
In ewgen Fernen.

Heinrich:

Dort . . . den Becher dort.
Magda, den Becher, du . . . o wie gebleicht
du bist — den Becher gib: wer mir ihn reicht,
den will ich segnen!

Rautendelein
(ganz nahe bei ihm):
Ich!

Heinrich:

Du willst es tun?

Rautendelein:

Ich will es tun. Und laß die Toten ruhn.

Heinrich:

Führt mich hinunter still:
jetzt kommt die Nacht, die alles fliehen will.

Rautendelein
(zu ihm hinfliegend, seine Kniee umschlingend mit Jauchzen):
Die Sonne kommt!!

Heinrich:

Die Sonne!

Rautendelein
(umarmt Heinrich und drückt ihre Lippen auf die seinen — danach den Sterbenden sanft hinlegend):
Heinrich!

Heinrich:

Hoch oben: Sonnenglockenklang!
die Sonne . . . Sonne kommt! — die Nacht ist lang.
(Morgenröte.)

Im Mittelpunkte dieser lyrisch stimmungsvollen, dramatisch wirkungsvollen Szenen finden Sie eine Wahrheit, verehrte Zuhörer, wenn auch eine Wahrheit wider Willen. Es ist die notgedrungene Anerkennung der Macht des Gewissens. „Die alte Glocke, die begrabne klingt; ich will nicht hören!" ruft der Meister, aber er muß sie hören. Hierin liegt das Zugeständnis, daß das Gewissen im tiefsten Wesen des Menschen wurzelt und nicht so leicht, wie der Phantast sich einbildet, herausgerissen werden kann. Indes geht die Tendenz des Dramas nicht dahin, nach einem phantastischen Schwärmen im Gebiet jenseits von gut und böse die Rückkehr zur Vernunft und zum echt Menschlichen zu empfehlen. Im Gegenteil: die erfahrene Macht des Sittlichen, die den Menschen gegen seinen eigenen Willen zwingt, auf ihre Stimme zu hören, — wenn nicht ihn zurechtzubringen, so doch ihn zu richten —; das unerbittliche „Schuldig!" über den Umwerter aller Werte treibt ihn zur entschiedenen Schärfung des Gegensatzes. Denn das ist gerade die dramatische Schuld des Helden, daß er den Ohnmachtsanfall bei dem Schuldigspruch des Gewissens nicht überwindet. Der Klang der alten Glocke

fand in einem verborgenen Winkel seiner Brust noch ein Echo, — darum war er nicht reif für das lichte Leben der Höhen; ein „Berufener" war er aber, ein „Auserwählter" nicht. Was hätte er tun sollen? — Ganz ohne Rest aufräumen mit den moralischen Vorurteilen!

> Ich mußt, eh daß ich selbst vor ihr zerbrach,
> die alte Glocke, die ich schuf, in Trümmer schlagen!

Also die entschiedene Tendenz ist: Radikale Verwerfung aller sittlichen Grundsätze.

Aber vielleicht sollen neue sittliche Grundsätze an Stelle der alten gesetzt werden? — Wer es grundsätzlich ablehnt, sein Ich durch Normen beschränken zu lassen, der kann konsequenterweise die Normen, die er sich selber schuf, für Andere nicht als verbindlich hinstellen. Wenn es dem Andern beliebt, dieselben sich anzueignen, gut! Beliebt es ihm nicht, kann er sie nach seinem Belieben umwerten. Ein „Umwerter aller Werte" kann dagegen keinen Einspruch erheben. Also das Sittliche als gebietende Macht, der sittliche Grundsatz als Pflicht, als Gebot, ist völlig ausgeschlossen. Gibt es keine festen Werte und also auch keine unbedingten Gebote, so gibt es auch keine Moral; was man so Moral nennt, hat nur „psychologische Bedeutung".

Gerhart Hauptmann hat auch offenbar gar nicht die Absicht, eine neue Moral zu begründen. Er füllt die Stelle anders aus: nämlich durch die Idee eines künftigen paradiesischen Glückseligkeitszustandes aller Menschen, in dem sie ohne Moral auskommen. Wenn nur

jeder, frei von moralischen Vorurteilen, sein Ich sich auswirken läßt, dann kann es nicht ausbleiben, daß alle Menschen glücklich werden; und der höhere Typus der Menschheit wird erreicht sein. Das soll allerdings noch lange dauern, weil die überlieferten Vorurteile so schwer auszurotten sind; „die Sonne kommt! die Nacht ist lang," orakelt der sterbende Held des Dramas. Aber, fragen wir mit Fug und Recht, es gibt doch schon genug Leute, die in moralischer Hinsicht „völlig aufgeräumt" haben? Und solche machen bei Lichte besehen wahrlich nicht den Eindruck, als ob sie einen „höheren" Typus der Menschheit repräsentierten! Ferner: Wie kann denn nur ein denkender Mensch, auch wenn er für sich selber ohne sittliche Grundsätze auszukommen meint, ein geordnetes (geschweige denn ein würdiges) Zusammenleben der Menschen ohne jegliche Moral als möglich annehmen? — Und ist die allgemeine Glückseligkeit auf dem Wege abseits von der Moral so selbstverständlich? Die einzelnen Individuen werden sich doch drücken und stoßen? Nur eine Person wird sich in jeder menschlichen Gesellung unumschränkt durchsetzen können, streng genommen allein nach Machtstufen eine Organisation der Menschheit möglich sein? Diese ganz unausbleibliche Konsequenz hat Friedrich Nietzsche gezogen. Hauptmann ist von dieses Gedankens Blässe nicht im mindesten angekränkelt. Gutmütig und unbesorgt nach der alten Devise: un jour tout sera bien! mildert er das starre, grausame Prinzip des „Willens

zur Macht" zu dem bekannteren und beliebteren: „Seid umschlungen Millionen! diesen Kuß der ganzen Welt." Die innere Möglichkeit seiner herrlichen Zukunftswelt bleibt indes trotz der „*Neugeburt des Lichtes* in der Welt" *völlig im Dunkeln.*

Wir sehen, daß Hauptmann noch entschiedener als Nietzsche nicht nur mit den sittlichen Normen, sondern auch mit den Formen des *vernünftigen Denkens* gebrochen hat. Aber läßt sich denn das vernünftige Denken überhaupt aus dem geistigen Leben und Schaffen eliminieren? In gewisser Hinsicht: ja. Lesen Sie die „Versunkene Glocke" von Anfang bis zu Ende, und Sie werden nicht einen einzigen *Gedanken* in dem ganzen Werke finden, sofern wir unter Gedanken ein *Mittel der Erkenntnis* verstehen. Was auf den ersten Blick als Gedanke erscheinen könnte, ist, analysiert, nichts anderes, als der Ausdruck für eine sinnliche oder seelische *Stimmung.* Da ist z. B. die Grundidee: *alte Glocke — neue Glocke.* Finden Sie in diesem Symbol mit allen seinen fulminanten Ausführungen einen Schimmer von Gedanken, der die Erkenntnis berichtigen könnte? Die alte Weltanschauung zu widerlegen, die sogenannte neue zu begründen? Nur das eine: „Auch Adam wußt es nicht im Paradiese, was gut und böse ist," kann als Gedanke gelten. Ist aber so *alt* und so *schwach*, daß er nicht von neuem, wie schon so oft! widerlegt zu werden braucht. Zwischen dem, der den Unterschied von gut und böse *noch nicht kennt*, und dem, der ihn kennt und

verworfen hat, dürfte doch die Unterscheidung nicht schwer fallen. Mithin: echte, fruchtbare Gedanken fehlen. Die Verachtung alles Überlieferten kommt über den Glockengießer als ein mystisch-instinktives Verhängnis, und in bezug auf die neue Zukunftswelt weiß er auch nicht, was er eigentlich will, jedenfalls nicht, *wie* er es will. Augenscheinlich ist die hochtönende Variation des Glockenmotivs nichts Anders, als die Schwankung zwischen den beiden entgegengesetzten Polen der *Empfindung:* hier mißmutige *Verachtung* alles Bestehenden, dort schwämerische *Sehnsucht* nach einer seligen Zukunftswelt. Und so kann man das ganze Werk charakterisieren als eine zu prägnanten *Bildern*, pathetischen *Worten*, lyrischem *Gedankenspiel* verdichtete *sinnlich-ästhetische Stimmung.* Also wie die Moral, so hat auch der „Gedanke" bei Hauptmann nur eine „psychologische Bedeutung", kein Wunder, daß auch sein gepriesenes *Menschheitsideal* für den vernünftigen Menschen nur „*psychologische Bedeutung*" hat. Um Hauptmanns geistige Richtung mit einem knappen Ausdruck zu bezeichnen, können wir sagen: es ist *amoralischer, alogischer Psychologismus.*

Wie einfach läßt sich aber diese übermenschliche Weisheit in die populäre Sprache übersetzen! „Es ist mir völlig gleichgültig," würde der Durchschnitts-Bekenner des modernen „Höhenkultus" sagen, „ob meine Gedanken richtig oder unrichtig, ob meine Ideale Träume oder Wirklichkeit sind. Was heißt Wahrheit? — Gar nichts!

Wenn ich beim Irrtum mich wohl fühle, wenn Träume mich beseligen, dann ist's eben meine Wahrheit. Denn meine Glückseligkeit, das ist meine Wahrheit. So wie ich bin, so erlaube ich mir, zu leben und mich auszuleben, zu denken, zu fühlen, zu wollen, zu handeln, ohne irgend eine Schranke. Diesen Standpunkt wähle ich: wählst du einen andern, gut! nach Belieben. Nur störe mir meine Kreise nicht!" — O große, wundervolle Zeit der Aufklärung im zwanzigsten Jahrhundert, die uns die höchste Weisheit schenkt, ohne den leisesten Anspruch an unser Nachdenken; die uns zum Gipfel des Glückes führt, ohne von unbequemen Pflichten auch nur ein Wort zu verlieren! Wer hätte es jemals geahnt, daß die Schwierigkeiten der Frage nach der Weltanschauung, die den klügsten Köpfen der Vorwelt schier unüberwindlich erschienen, mit so erstaunlich einfachen Mitteln zu lösen seien! Die Lösung ist so leicht wie ein Konjugationsexempel: „Wobei ich mich wohl fühle, das ist meine Wahrheit; wobei du dich wohl fühlst, das ist deine Wahrheit; wobei er sich wohlfühlt, das ist seine Wahrheit usw." Wer etwas historischen Sinn hat, kann es auch von den Personen auf die Tempora übertragen. „Wobei die Vergangenheit sich wohl fühlte, das war die Wahrheit der Vergangenheit; wobei die Gegenwart sich wohl fühlt, das ist die Wahrheit der Gegenwart; wobei die Zukunft sich wohl fühlen wird, das wird die Wahrheit der Zukunft sein." Die Summa aller Weisheit würde sich in dem neuen kategorischen Imperativ konzentrieren: „Fühle dich wohl!"

Sie werden bei diesem Konjugationsexempel das „Gefühl" haben, verehrte Zuhörer, als ob es sich um die Strafarbeit eines Sextaners handelte. Ist's auch! Eine Strafarbeit, aufgegeben von der hohen Vorsehung den Sextanern der Vernunft! — Wie lange müssen sie denn an dieser auf die Dauer doch langweiligen Strafarbeit sitzen? — Bis sie „dauernde Gedanken" finden in der „schwankenden Erscheinung"; bis sie feste Werte erkennen und anerkennen, die sich nicht mehr „umwerten" lassen. Erst wenn der tote Punkt des einseitigen, haltlosen Psychologismus überwunden ist, kann die eigentliche „Arbeit" beginnen; dann erst ist ein fester Boden gewonnen, auf dem der „Geist mit Geistern streiten" kann.

Von hier aus lassen Sie uns zu Goethes „Faust" übergehen. Wenn Sie nach dem Hauptmannschen Märchendrama das Goethesche Weltdrama lesen, wird Ihnen gegenüber der Hauptmannschen Gedankenarmut auf den ersten Blick eins auffallen: der unerschöpfliche Reichtum der Goetheschen Gedankenwelt. Das hat seinen guten Grund. Goethe hatte einen ungemein sicheren Blick für das Wirkliche, das Mögliche, das Reale. Er war „Realist" im guten Sinne des Wortes. Sein Dichten war kein Erdichten; nicht was er erträumt, wollte er bieten, sondern was er erlebt und erfahren hatte. Und hieraus entspringt ihm sein Reichtum an echten Gedanken. Denn der Traum mag glänzend, bestrickend, interessant sein; gediegen und

fruchtbar ist allein das Bestreben, der wirklichen Welt durch Erfahrung und im Denken Herr zu werden.

In der Fülle der Goetheschen Gedankenwelt finden Sie sämtliche bemerkenswerten Strömungen des menschlichen Geisteslebens berührt. Sie finden auch die Hauptmannsche phantastische Glückseligkeitslehre sowie den alogischen Amoralismus. Ich erinnere inbezug auf das erstere nur an den Chorgesang der Geister beim ersten Auftreten des Mephisto. Faust ist zerarbeitet und ermüdet vom vergeblichen Ringen nach Wahrheit. Er sinkt ermattet nieder wie ein verschmachteter Wanderer in der Wüste. Und nun erscheint, wie eine leuchtende Fata Morgana, die zaubervolle Lichtwelt eines höheren, besseren Daseins, voll ungetrübten Glückes; ätherisch, ohne die Last der Erdenschwere; ungehemmt von Beklemmungen des Geistes; ein Land, sonnig, frei, glänzend, wie „die Gefilde der Seligen".

Chor der Geister.

Schwindet, ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender schaue
freundlich der blaue
Äther herein!
Wären die dunkeln
Wolken zerronnen!
Sternelein funkeln,
mildere Sonnen
scheinen darein.
Himmlischer Söhne
geistige Schöne,
schwankende Beugung
schwebet vorüber;
sehnende Neigung
folget hinüber;
und der Gewänder
flatternde Bänder
decken die Länder
decken die Laube,
wo sich fürs Leben,
tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bei Laube!

Sprossende Ranken!
Lastende Traube
stürzt ins Behälter
drängender Kelter,
stürzen in Bächen
schäumende Weine,
rieseln durch reine,
edle Gesteine,
lassen die Höhen
hinter sich liegen,
breiten zu Seen
sich ums Genügen
grünender Hügel.
Und das Geflügel
schlürfet sich Wonne,
flieget der Sonne,
flieget den hellen
Inseln entgegen,
die sich auf Wellen
gaukelnd bewegen;
wo wir in Chören
Jauchzende hören,
über den Auen
Tanzende schauen,
die sich im Freien
alle zerstreuen
Einige klimmen
über die Höhen,
andere schwimmen
über die Seen,
andere schweben —
alle zum Leben
alle zur Ferne
liebender Sterne,
seliger Huld.

Hier haben wir ein unverkennbares Gegenstück zu der phantastischen Zukunftswelt in der „Versunkenen Glocke", und, was merkwürdig ist: in diesen Versen klingt derselbe süßlich verschwommene, glänzend bilderreiche Ton und Stil der Hauptmannschen Muse wieder. Die Goethesche Kritik ist kurz und bündig. Die „bösen Geister" sind es, die ihm den Sirenengesang singen. Es sind „süße Traumgestalten und ein Meer des Wahns". Damit ist für Goethe die Sache abgetan. Ich denke, auch für uns.[1]

Ferner: der böse Geist ist es, der dem Faust die Verachtung aller Vernunft einflüstert, Mephisto, der Geist der Verneinung! Das ist das Grundthema des beißenden Sarkasmus[1], der spöttischen Ironie im Munde des Mephisto: das sogenannte höhere Ich des Menschen, seine

[1] Zu Goethe's Zeiten lag der Relativismus noch nicht so in der Luft! —

Vernunft, seine Moral, sind lächerliche Utopien. Das ganze Meer der Nöte und Plagen des Menschen hat allein darin seine Quelle, daß der Schöpfer ihm das „Himmelslicht" gegeben hat. Wie eine Zikade, die immer fliegen will und doch nicht kann, so will der Mensch immer zum Himmel steigen und bleibt doch stets an der Erde kleben, — in der ganzen unvollkommenen Schöpfung Gottes die verfehlteste Existenz. Hinab zur Tierheit mit ihm! In unvernünftiger, sinnlicher Tierheit vegetierend, würde er wenigstens noch halbwegs glücklich sein! — Nach dem herrlichen Lobpreis der Schöpfung im Liede der Erzengel bringt Mephisto seine Verachtung alles idealen, geistigen Strebens in folgenden spöttischen Worten zum Ausdruck:

Mephisto:

Von Sonn und Welten weiß ich nichts zu sagen,
ich sehe nur wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,
und ist so wunderlich, als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd er leben,
hättst du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
er nennt's Vernunft und braucht's allein
nur tierischer, als jedes Tier zu sein.
Er scheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
wie eine der langbeinigen Zikaden,
die immer fliegt und fliegend springt,
und gleich im Gras ihr altes Liedlein singt,
und läg er nur noch immer in dem Grase!
in jeden Quark begräbt er seine Nase.

Der Herr fragt: Kennst du den Faust, den Doktor, meinen Knecht?
(und Faust ist ja der Repräsentant des Typus Mensch!).

Mephisto:

Fürwahr! er dient Euch auf besondre Weise.
Nicht irdisch ist des Toren Trank und Speise.
Ihn treibt die Gärung in die Ferne;
er ist sich seiner Tollheit halb bewußt:
vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
und von der Erde jede höchste Lust,
und alle Näh und alle Ferne
befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Verehrte Zuhörer, diese Mephistophelische Kritik stimmt genau zu der leitenden Tendenz des Hauptmannschen Dramas: der Typus Mensch ist eine verfehlte Existenz. Dort hieß es: zur Höhe des Übermenschen muß er kommen, hier: zum Niveau des Tieres muß er hinabsinken. Die Verschiedenheit liegt nur im Ausdruck. Mephisto hat bei allem Amoralismus eine Tugend: er verstellt sich nicht in einen Engel des Lichts. Ein „ehrlicher Teufel" ist er, und was er sagt, ist nicht himmelnd-lyrisch-verschwommen, sondern infernal-diabolisch-klar. Menschentum ohne Moral nennt er nicht Übermenschentum, sondern Untermenschentum, Tierheit. Und beachten wir, der Herr sagt: „Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last"; wir können hinzufügen: wohl aber der Geist der Verneinung, der mit „hymnisch reinem Geist erfüllt" von einer erträumten Höhe aus mit dem „Pathos der Distance" ein süßlich-sinnliches Ideal preist, das den Menschen erniedrigt, statt ihn zu erhöhen. Nein, da hat Mephisto denn doch die richtige Empfindung, daß die pa-

thetische Sentimentalität für ihn gar nicht paßt! Er gesteht offen: „Mein Pathos brächte dich zum Lachen, hättst du dir nicht das Lachen abgewöhnt."

Es ist schon einleuchtend, ohne daß wir weitere Vergleichungspunkte aufsuchen: Was Hauptmann als hohes Lebensideal preist, seine Verachtung des schlichten, echten Menschentums, das verkörpert sich bei Goethe im Mephisto, neu ist bei Hauptmann nur das pathetisch-ästhetische Gewand. Und dies kann keinem Zweifel unterliegen: im Mephisto haben wir eine Potenz im Leben des Faust, welche in jeder Gestalt und unter allen Umständen nicht siegen darf, sondern überwunden werden muß, falls das echte Menschheitsideal erreicht werden soll.

Also das Resultat der Vergleichung ist: das Menschheitsideal der „versunkenen Glocke" findet sich im „Faust" nach seinen wesentlichen Zügen. Aber es ist als phantastischer Traum und als eine Erniedrigung des menschlichen Typus verworfen.

Im Anschluß hieran können wir den obersten Gesichtspunkt für das Menschheitsideal im „Faust" gewinnen. Den echten Typus „Mensch" zu fassen und zu verwirklichen, nicht aber ihn zu variieren, das ist die klare Richtlinie. Der „Übermensch" ist nichts als eine Utopie. Aber — und hier liegt der Angelpunkt der ganzen Entwicklung des Dramas — der Mensch, wie er wirklich ist, kann nicht als das Ideal gelten: der Mensch ist ein Problem. Wie lautet dies Problem?

Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
die eine will sich von der andern trennen.
Die eine hält in derber Liebeslust
sich an der Welt mit klammernden Organen,
die andere hebt gewaltig sich vom Dust
zu den Gefilden hoher Ahnen.

Von den beiden Wesensseiten des Menschen, der geistigen und der sinnlichen, darf man weder die eine noch die andere eliminieren, sonst würde man den Typus verstümmeln; das Ideal kann nur in der vollen Harmonie beider Wesensseiten gefunden werden. Aber erfahrungsmäßig besteht eine schmerzliche Dissonanz der zwei Seelen in der einen Menschenbrust. An diesem Widerstreit der zwei Seelen, des höheren und des niederen Ich, entbrennt nun Faustens titanisches Ringen nach Licht und Wahrheit. — Er hat alle Fakultäten durchaus studiert mit heißem Bemühen — da steh ich nun, ich armer Tor, und bin so klug, als wie zuvor! — Sein Auge späht, sein Ohr lauscht in der geheimen Werkstatt der Natur, er beobachtet aufs schärfste die Naturerscheinungen und findet ihre regelmäßigen Zusammenhänge, aber — ins Innre der Natur dringt kein erschaffener Geist. — Auf das Weltall schaut er als große, wundervolle Harmonie: wie Himmelskräfte auf und nieder steigen und sich die goldnen Eimer reichen, harmonisch all das All durchklingen. Welch Schauspiel, aber — ach, ein Schauspiel nur! Wo faß ich dich, unendliche Natur, euch Brüste wo? ihr Quellen alles Lebens? — Er beschwört den Geist der Erde: „Du Geist der Erde bist mir näher!"

— Der Erdgeist erscheint und schmettert ihn nieder: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ — schwer enttäuscht muß er klagen: „In jenem selgen Augenblicke, ich fühlte mich so klein, so groß! du stießest grausam mich zurücke ins *ungewisse Menschenlos.*“

Seine Kraft ist zu Ende, des Denkens Faden zerrissen; verzäunt sein Lebensweg; alles Ringen vergeblich! Darum will er das Leben als wertlos wegwerfen. In der Osternacht setzt er die Giftschale an den Mund, — seine Gedanken fliegen schon voraus über die Schwelle des Todes, mitternächtig wie die Welt ist auch seine Seele. Horch! — die Glocken der Mitternacht verkündigen den Morgen, — *den Ostermorgen!*

Faust:

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton
zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon
des Osterfestes erste Feierstunde?
Ihr Chöre, singt ihr schon den tröstlichen Gesang,
der einst um Grabesnacht von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Was sucht ihr, mächtig und gelind,
ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind;
die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu *jenen Sphären* wag ich nicht zu streben,
woher die holde Nachricht tönt;
und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
auf mich herab in ernster Sabbatstille;

da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
und ein Gebet war brünstiger Genuß;
ein unbegreiflich holdes Sehnen
trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugehn,
und unter tausend heißen Tränen
fühlt ich mir eine Welt entstehn.
Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
der Frühlingsfeier freies Glück; -
Erinn'rung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
vom letzten, ernsten Schritt zurück.
O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Träne quillt; die Erde hat mich wieder!

In diesem Monolog haben wir die Exposition der zukünftigen Entwicklung des Faust. Die alte Glocke — keine *neue* Glocke, um an die Hauptmannsche Symbolik zu erinnern — klingt an sein Ohr, jedoch nicht niederschmetternd, wie bei dem Helden jenes Dramas, sondern aufrichtend, ermutigend. Allerdings zu jener Sphäre der überirdischen Welt, in welche der Auferstandene eingegangen ist, wagt Faust nicht zu streben; den geheimnis- und wundervollen christlichen Osterglauben kann er sich nicht aneignen. Aber auf der *Peripherie*, verehrte Zuhörer, faßt er Fuß! Aus dem *Lichtkreis des christlichen Glaubens* fällt in seine verdunkelte Seele ein leuchtender und belebender Strahl, den er fassen kann: *Glaube*, ohne den er nicht leben kann; Glaube, ohne den er nicht ringen und kämpfen kann; der Glaube, daß das Leben des Menschen nicht zwecklos, der Kampf um das Ideal nicht vergeblich sein kann. So etwa können wir diese Art des Glaubens formulieren: *Das Problem*

des Menschen ist lösbar: es ist ihm bestimmt, sein Ideal zu erreichen.

Beachten wir, wie bedeutend, ja, wie fundamental dieser Glaube in die innere Entwicklung des Faust eingreift! Nach der Erscheinung des Erdgeistes hörten wir die bittere Klage: „Du stießest grausam mich zurücke ins ungewisse Menschenlos.“ Jetzt hat er die Furcht vor dem „ungewissen Menschenlos“ überwunden, der Glaube hat ihn versöhnt mit seinem Schicksal, ein „Mensch“ zu sein. Wieviel reicher und tiefer als jene bittere Klage: „Du stießest grausam mich zurücke!“ klingt dies Schlußwort des versöhnten Herzens:

„O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!“

Zum Erdenleben, zum Menschendasein ist der stürmende Titan gebieterisch gewiesen — so will er den echten Typus Mensch in seiner ganzen Fülle und Tiefe erfassen. Die ihm unentrinnbar zugewiesene Aufgabe macht er zur Losung seines Lebens und Strebens: „Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, will ich in meinem innern Selbst genießen; mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen, ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen, und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern!“ Also die Menschheit will er in seiner eigensten Erfahrung vollendet darstellen.

Was er nun als Individuum in der kleinen Welt seiner Umgebung erfährt, als Glied der Natur, im

Kreise seiner eigensten Welterfahrung; als Mensch mit Menschen, im Kreise der Gesellschaft — Höchstes und Tiefstes, Wohl und Wehe, Liebe und Haß —, das finden wir im ersten Teil des Dramas dargestellt, ewig frisch, dem wirklichen Leben abgelauscht. Aber der ganze Reichtum seiner Erfahrung hat ihn der Lösung des Problems nicht näher gebracht. In dem Hauptereignis, dem Liebesverhältnis zu Gretchen, blitzt himmlisch das reinste Ideal, das höchste Glück, — donnert infernalisch Sünde und Schuld, der Menschheit ganzer Jammer! Seine Doppelnatur ist unversöhnt: der Geist, der nach oben strebt und ihn adelt, — der Trieb, der nach unten drängt, verkörpert in Mephisto, dem „kalten und frechen Gefährten“, diese Doppelmächte ringen schärfer als je um die Oberhand. Wir können das Resultat des ersten Teiles treffend zusammenfassen in dem bekannten Monolog: Wald und Höhle.

Faust:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
vergönnest mir, in ihre tiefe Brust
wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
geheime, tiefe Wunder öffnen sich.

O daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird,
empfind' ich nun! Du gabst zu dieser Wonne,
die mich den Göttern nah und näher bringt,
mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts
mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Also: das Problem des Menschen ist mit dem ersten Teil im „Faust" nicht gelöst. Es ist jetzt erst in seiner ganzen Schärfe gefühlt und ergriffen.

Wer allein den dichterischen Genius Goethes erkennen und bewundern will, verehrte Zuhörer, wird vielleicht im ersten Teil des Faust sein Genüge finden; wer hingegen von dem geistigen Problem der Dichtung erfaßt ist, wird im zweiten Teil den Schwerpunkt des Werkes suchen. Goethe selbst legt größeres Gewicht auf die Frucht seines gereifteren Lebens, als die meisten seiner Verehrer. Nachdem er das vollendete Manuskript versiegelt hatte, äußerte er: „Ich kann von nun an mein Leben nur noch als ein Geschenk betrachten." Bei der Überfülle des Stoffes müssen wir uns für unsern Zweck mit der Hervorhebung einiger durchgreifenden Gedanken begnügen. Nehmen Sie den leitenden Gesichtspunkt, sich über den Inhalt des zweiten Teils und sein Verhältnis zum ersten Teil zu orientieren, aus der bekannten Eingangsszene.

Faust
(auf blumigen Rasen gebettet, nach unruhigem Schlummer erwachend):

Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
ätherische Dämmrung milde zu begrüßen;
du Erde warst auch diese Nacht beständig,
und atmest neu erquickt zu meinen Füßen,
beginnest schon mit Lust mich zu umgeben,
du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,
zum höchsten Dasein immerfort zu streben.

Faust erwacht aus der Nacht seiner früheren dunkeln Erlebnisse zum neuen Tag des kräftigen Entschlusses, weiter zu streben zum höchsten Dasein. Begnügen wir uns einmal mit dieser Tatsache als solcher: daß er sich nach dem Sturz wieder moralisch aufrafft. Die Frage nach der Sühne für seine Schuld ist in diesem Zusammenhange nicht zu beantworten. Erst wenn wir dem Sühnegedanken in der „Iphigenie" nachgegangen wären, würden wir ihn, — soweit derselbe für Goethe überhaupt begreiflich war, — auch im Faust wiederfinden, allerdings an einer tieferen Stelle, als wo er insgemein gesehen wird. Richten wir unsere Aufmerksamkeit zunächst auf das Objekt seines Strebens, das erweiterte Feld der Tätigkeit, das sich ihm bietet! Früher war's die „kleine Welt" seines individuellen Daseins im engen Kreise des vulgären Lebens, jetzt öffnet sich ihm „die große Welt" als vielverschlungene Mannigfaltigkeit des menschlichen Gesamtlebens; der Bach seines persönlichen Lebens, der vordem durch anmutig grüne Wiesen und

dunkle Schattentäler sich hinschlängelte, tritt jetzt in die weite Ebene der Völker- und Staatenkultur mit ihrem „tausendstimmigen Leben", mit den vielfachen politischen und sozialen, geistigen und sittlich-religiösen Bestrebungen aller Mitgebornen:

> In Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
> der Wald ertönt von tausendstimm'gem Leben,
> Tal aus, Tal ein ist Nebelstreif ergossen!

Ja, die ganze Vergangenheit der Kulturmenschheit tritt in seinen Gesichtskreis: der Bach seines individuellen Daseins mischt sich als Welle in den stürzenden Strom der Zeiten. Und über dieser großen Welt der Menschheit, zu der er „sein eigen Selbst erweitert", sieht er die Sonne der Wahrheit aufgehen; an der Sonne, über der großen Welt aufgehend, will er seines Lebens Fackel neu entzünden. Er sieht das Licht aufdämmern: von der Berge Gipfelriesen steigt es allmählich über die grüne Alm hinab bis zu den tiefsten Talgründen, — jetzt naht die feierlichste Stunde des Sonnenaufgangs auch für ihn, — die Sonne tritt hervor, — ein Flammenübermaß! — geblendet, vom Augenschmerz durchdrungen muß er dem Licht aus den „ewigen Gründen" den Rücken kehren, niederblicken zur Erde, seiner einheimischen Sphäre, „zu bergen sich in jugendlichstem Schleier". Fassen Sie dieses Wort als Modulation des Wortes seiner Jugend: „Zu jenen Sphären wag ich nicht zu streben, woher die holde Nachricht tönt." Und: „Die Träne quillt! die Erde hat mich wieder." Die Sphäre, in die er sich gebieterisch

eingeschlossen findet, ist die Erde, die Welt. Aber obwohl er von dem Quell des Lichts sich wegwendet, schaut er dennoch den Lichtkreis der Sonne in dem ihm angewiesenen irdisch-weltlichen Wirkungskreise. Er wendet der Sonne den Rücken, und siehe! in der herrlichen Pracht des Regenbogens erblickt er die peripherischen Strahlen des himmlischen Lichtes, wundervoll gebrochen in dem wild stürzenden Strom und dem duftigen Tau, der aus dem schäumenden Gischt ätherisch über den stürmenden Wellen sich lagert! Hierüber denkend nachzusinnen, ist seine Aufgabe. Bemerken wir den Fortschritt des gereifteren Geistes! Dort hieß es: die Träne quillt, die Erde hat mich wieder! hier: dem sinne nach, und du verstehst genauer: am farb'gen Abglanz haben wir das Leben. Dort die Träne, hier das Nachsinnen. Der dunkle Drang des Gemütes ist zum klaren geistigen Streben geworden, und nun erweitert sich sein Selbst und die Erde zur Menschheit und zur Welt. Lassen Sie uns die Grundtendenz des zweiten Teils mit den Schlußversen der Eingangsszene in kurzen Zügen bezeichnen:

> So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
> Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
> ihn schau ich an mit wachsendem Entzücken.
> Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend
> dann aber tausend Strömen sich ergießend,
> hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
> Allein wie herrlich, diesem Sturm entsprießend,
> wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,

bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
umher verbreitend duftig kühle Schauer!
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
„Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben."

Wir sagen: Er verzichtet darauf, den Urquell des Lichtes zu sehen; aber sehen will, sehen kann er: den farb'gen Abglanz des ewigen Lichtes in der Menschenwelt, über dem rauschenden Strom der Zeiten.

Der Begriff „Mensch" wird also dem Faust universal und historisch. Folgen wir ihm nun auf seiner Entdeckungsfahrt durch die Welt und die Zeiten, um zu sehen, welches Licht ihm aufgeht, das Problem der Menschheit zu lösen. Wir finden ihn gleich im ersten Akt auf dem höchsten Aussichtspunkt der Welt: am Hofe des Kaisers. Das gesamte Leben der Gegenwart entrollt sich seinem Auge. Aber wohin der Blick schweift in dem weiten Gesichtskreis: Unordnung in den politischen, gesellschaftlichen und sozialen Verhältnissen, Unklarheit in allen geistigen Bestrebungen. Eine trübe Mischung von Finsternis und Licht ist die Signatur des Zeitalters. Wie ein wilder Karneval rauscht das Leben dahin; im Fastnachts-Mummenschanz läßt der Dichter die allegorischen Gestalten des Zeitgeistes auftreten. Uns interessiert im Zusammenhang dieser Untersuchung am meisten die Darstellung des Naturalismus. Anderswo hat der Dichter die betreffende Richtung im „Vergötterten Waldteufel" treffend persifliert, — hier finden wir einen noch würdigeren Vertreter: den „großen

Pan", mit seinen Satyrn, Faunen, Gnomen, Nymphen, einer Gesellschaft von freien Berg-, Wald- und Wassergeistern, in welcher auch Hauptmanns Nickelmann und Waldschrat sich wohl fühlen würden.

Nymphen im Chor
(umschließen den großen Pan):
Das All der Welt
wird vorgestellt
im großen Pan.
Ihr Heitersten, umgebet ihn,
im Gaukeltanz umschwebet ihn!
Denn weil er ernst und gut dabei,
so will er, daß man fröhlich sei.
Und wenn er zu Mittage schläft,
sich nicht das Blatt am Baume regt;
gesunder Pflanzen Balsamduft
erfüllt die schweigsam stille Luft.
Wenn unerwartet mit Gewalt
dann aber seine Stimm erschallt
wie Blitzes Knattern, Meergebraus,
dann niemand weiß, wo ein noch aus;
zerstreut sich tapfres Heer im Feld,
und im Getümmel bebt der Held.

Wir haben demnach im „großen Pan" einen gutmütigen Eudämoniker vor uns, der, läßt man ihn in Ruhe, sich selbst und allen andern das beste Wohlsein wünscht. Urgewaltig ist das Pathos seiner Rede, wenn er so unerwartet, — man weiß nicht, wie es über ihn kommt, — seine Naturstimme erhebt, hinreißend für seine Verehrer, niederschmetternd für seine Gegner. Im übrigen fühlt er sich wohler, wenn das linde Säuseln der bal-

samischen Lüfte ihn in Schlaf wiegt, als wenn die scharfe Zugluft des Geistes ihm den Schlummer stört.

Zum großen Pan naht eine Deputation der betriebsamen Gnomen; sie haben vergebens nach Schätzen gegraben und bitten ihn, eine „bequemere" Quelle der Schätze, die sie gemutet haben, ihnen zu eröffnen, eine wunderbare „Feuerquelle". Den Verlauf dieses Unternehmens mit seiner Katastrophe schildert uns:

Der Herold:
Die Zwerge führen den großen Pan
zur Feuerquelle sacht heran;
sie siedet auf vom tiefsten Schlund,
dann sinkt sie wieder hinab zum Grund,
und finster steht der offne Mund, —
wallt wieder auf in Glut und Sud.
Der große Pan steht wohlgemut,
freut sich des wundersamen Dings,
und Perlenschaum sprüht rechts und links.
Er bückt sich, tief hinein zu schaun ...
Nun aber fällt sein Bart hinein! —
Nun folgt ein großes Ungeschick:
der Bart entflammt und fliegt zurück,
entzündet Kranz und Haupt und Brust;
zu Leiden wandelt sich die Lust. —
Zu löschen eilt die Schar herbei,
doch keiner bleibt von Flammen frei;
verflochten in das Element,
ein ganzer Maskenklump verbrennt.

Die Naturalisten nannten sich von alters her gern die „Jungen". Vermutlich, weil die Jugend von jeher am schwersten Maß und Vernunft annimmt. In diesem Sinne gibt auch der Herold sein Votum ab nach der Panischen Katastrophe in dem tiefen Stoßseufzer:

O Jugend, Jugend, wirst du nie
der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit, wirst du nie
vernünftig, wie allmächtig, wirken? —

Ein guter Spruch auch für unsere Kraft-, Jugend- und Höhenmenschen!

Dies ist nur ein Beispiel dafür, wie Faust die geistigen Strömungen der Zeit beurteilt. Nur noch an einen später auftretenden Repräsentanten des einseitigsten Individualismus, den Baccalaureus, möchte ich kurz erinnern. Ein kleiner Schüler des großen Fichte, hat er, wie die meisten Schüler dieses trefflichen Mannes, die Irrtümer des Meisters ins Ungeheuerliche vermehrt, ohne seine Wahrheiten verständig zu benutzen. In jedem Satz, den er spricht, ist sein pointiertes „Ich" das Maß aller Dinge, das Ich, frei von allen Schranken.

Wer, außer mir, entband euch aller Schranken,
philisterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht,
verfolge froh mein innerliches Licht,
und wandle rasch, im eigensten Entzücken,
das Helle vor mir, Finsternis im Rücken!

Im ganzen ein Mann, der mit den Offenbarungen seines Ich die „Neugeburt des Lichtes" in der Welt konstatiert. „Gesteht, was man von je gewußt, das war durchaus nicht wissenswürdig!" Ihn fertigt kurz ab

Mephistopheles:
Original! fahr hin in deiner Pracht.
Wie würde dich die Einsicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
das nicht die Vorwelt schon gedacht?

Nachdem nun Faust die Richtungen des Zeitgeistes durchmustert hat, ist das Resultat: Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit! Ist nicht selbst im Naturalismus ein Schimmer von Wahrheit? Die Natur ist ein notwendiges Organ des Geistes und nützlich, falls sie dienstbar ist, aber Natur als herrschend und Geist als untergeordneter Diener, — das ist der verkehrte Naturalismus! — Das Individuum hat seine unveräußerlichen Rechte, aber das Individuum als Maß aller Dinge hinstellen, — das ist gefährlicher Individualismus. Es gibt keine Wahrheit, die nicht durch einen angehängten Ismus in Irrtum verkehrt werden könnte. Und so findet denn Faust in allen Richtungen der Zeitgenossen Licht und Finsternis gepaart. Der gefährliche Dualismus des Lichtes und der Finsternis, der im ersten Teil des Dramas in den zwei Seelen seiner Brust in die Erscheinung trat, liegt jetzt vor seinem Auge als das Problem der großen Welt, in der er sich findet. Wie ein magischer Zauber liegen die verwirrten Fäden der menschlichen Gedanken auf seinem Geiste. Von der Natur der Dinge selber statt von den Ansichten der Menschen, möchte er lernen, verlernen die Zaubersprüche der verkünstelten Weisheit! Daher der Wunsch:

Könnt ich Magie von meinem Weg entfernen,
die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
stünd ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein!

Betrachten Sie dies Wort als das leitende Motiv der nunmehr aufzuzeigenden geistigen Neugeburt des Faust. In der Spitze seines Ich die ersehnte Regeneration zu suchen, kann ihm nach seiner erworbenen Erfahrung nicht einfallen; auf der breiten Basis des gesamten Lebens der zeitgenössischen Welt findet sein Geist auch keinen festen Stützpunkt. Nur die Richtung in die Tiefe, zu den Anfängen der menschlichen Kultur, bleibt für seine Entdeckungsfahrt im Reiche der Menschheit noch offen. Diese Rückkehr zu den Anfängen der Kultur nennt er den Gang zu den „Müttern". Der Begriff „Mensch", der ihm zuerst individuell war, dann sich ausbreitete zum universalen des Zeitalters, wird ihm nun historisch. Geschichte ist hiernach nicht nur exakte Konstatierung der Weltbegebenheiten, am wenigsten ein endloses Referat über Kriege und Kabinettsstreitigkeiten, sondern ein Mittel, durch Anschauung und Wertung aller bedeutsamen menschlichen Bestrebungen eine reinere Erkenntnis des Menschheitsideals und die Einsicht, wie es zu verwirklichen sei, zu klären und zu befestigen. Drei große Kulturstufen eröffnen sich dem Blick: die moderne der Neuzeit, die gotische des Mittelalters, die antike des klassischen Altertums. Fausts Gang zu den „Müttern" ist der Weg, zu „entfliehen dem Entstandnen

in der Gebilde losgebundene Räume!", aber auch ein „Schreckensgang" zum schauerlich-einsamen Strand, an dem die Gestalten wohnen, die einstens waren und jetzt nicht mehr sind.

Ihr Mütter! euer Haupt umschweben
des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
es regt sich dort; denn es will ewig sein.

Den geistigen Erwerb von Faustens Gang zu den Müttern hat Goethe vor allem in der Gestalt der „Helena" symbolisiert. Der erste unmittelbarste Erwerb ist: das klassische Ideal der Schönheit; den weiteren Fortschritt durch das „Morgentor des Schönen in der Erkenntnis Land" zeigt die klassische Walpurgisnacht". — Die Helena erscheint!! . . .

Faust:

Hab ich noch Augen? Zeigt sich tief im Sinn
der Schönheit Quelle, vollen Stroms ergossen?
Mein Schreckensgang bringt seligsten Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerschlossen!
Was ist sie nun seit meiner Priesterschaft?
Erst wünschenswert, gegründet, dauerhaft!
Die Wohlgestalt, die mich voreinst entzückte,
in Zauberspiegelung beglückte,
war nur ein Schaumbild solcher Schöne!
Verschwinde mir des Lebens Atemkraft,
wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! —

Hier haben wir die ästhetische Wiedergeburt des Faust! Durch die lebendige Berührung mit dem klassischen Altertum gewinnt sein Schönheitsideal die reine

Geistigkeit. Das sinnliche Schönheitsbild, das ihn vordem „im Zauberspiegel" der Hexenküche entzückte, ist ihm jetzt nur noch ein „Schaumbild" der echten, klassischen Schönheit. Nachdem er dies Ideal geschaut hat, ist ihm eins gewiß: er wird sich niemals von ihm zurückgewöhnen. Wollen Sie ein Beispiel für das „Zurückgewöhnen" von dem geistigen Adel der klassischen Kunst, zu dem „Zauber" sinnlicher Reize, so sage ich: die moderne, naturalistische Kunst. Möge sie bald etwas Ähnliches wie die ästhetische Wiedergeburt des Faust erleben!

Was nun Faustens intellektuelle Wiedergeburt betrifft, so lassen Sie mich nur den Grundgedanken kurz skizzieren. Was ist der Hauptgrund der vielfachen Irrungen der menschlichen Erkenntnis? Ein Mensch lernt von den Ansichten des andern, eine Generation von den Meinungen der vorhergehenden. „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewge Krankheit fort," das trifft nicht nur die Jurisprudenz, sondern auch die gesamte menschliche Erkenntnis. Auf den rechten Weg können wir nur kommen, wenn wir vom eigenen Sehen der Dinge lernen, nicht aber von den Meinungen der Menschen. Wir alle können uns aber gar nicht der Macht überlieferter Vorurteile entziehen, der „Vor"-urteile, die als vollzogen an uns gelangen. Und doch gab es eine Periode, wo der Mensch, zum klaren geistigen Leben erwacht, den Dingen selbst sowie den einfachsten menschlichen Lebens-, Gesellschafts- und Staatsverhältnissen in einer Unmittelbarkeit und mit einer

Unbefangenheit gegenüberstand, welche die späteren Generationen nie wieder erreichen werden. Diese Periode war wiederum das klassische Altertum! Da stand der Mensch gleichsam „vor der Natur als Mann allein" ohne die Zauberformeln der Überlieferung. Hier also können wir uns am einfachsten, sichersten und universalsten über die grundlegenden Fragen der Erkenntnis in einer Zeit der bunten Verwirrung, im Strom der Gedanken und Spekulationen, orientieren. — Es ist demnach verständlich, daß Goethe nach der erfahrenen ästhetischen und intellektuellen Wiedergeburt seine hohe Vorliebe für das klassische Altertum niemals verleugnet hat und ein begründetes Recht hatte, zu verlangen, daß das Studium der Antike für immer auch die Grundlage jedes höheren Unterrichts bleiben möge. Ich denke, wir können uns diesem Urteil rückhaltlos anschließen. Ja, gerade in unserer Zeit, wo in dem weitverzettelten Felde der Wissenschaften das einseitige Spezialistentum ohne den universalen Blick Goethes in einer beängstigenden Weise wuchert, und bekannte, in ihrem Spezialfach berühmte Gelehrte sich erstaunliche Ignoranzen erlauben, sobald sie die Grenzpfähle ihres Faches überschreiten, ist es dringend nötig, daß die vielseitige harmonische Bildung, die ihr unvergängliches Urbild in der Antike hat, in ihrer weittragenden Bedeutung anerkannt werde. Sonst möchte es leicht geschehen, daß wir bei elektrischem Licht und Röntgenstrahlen, und trotz des unaufhörlichen Geschreies nach „mehr Licht" (worin sich meistens, wie beim

„großen Pan" mehr die kräftige Lunge, als der tüchtige Geist offenbart), nur das Geschrei hören und von neuem Lichte nichts sehen, vielmehr das alte Licht, das der Lichtfreund Goethe anzündete, wieder ausgehen lassen.

Sie werden vielleicht, verehrte Zuhörer, nach Aufzeigung der ästhetischen und intellektuellen Neugeburt, nun noch ein Wort über Fausts religiös-sittliche Wiedergeburt erwarten. Ich könnte über diese Erwartung mit der einfachen Erklärung hinweggehen: Eine religiös-sittliche Wiedergeburt ist im Faust nicht zu entdecken. Aber dann werden Sie mir das Zugeständnis abnötigen, daß demnach Goethe ein „echter Heide" gewesen ist, und vielleicht auch weiter schließen: Also können wir über ihn zur Tagesordnung übergehen. Das zweite leugne ich ganz entschieden, das erste will ich einmal zugeben; aber ich sage: Betonen Sie das Wort „echt"! Wenn er ein Heide war, dann war er ein „echter" Heide, und ich behaupte, nicht: ein echter Heide ist ein Christ, aber: er ist auf dem Wege, ein Christ zu werden. Schon die Geschichte lehrt uns diese Wahrheit. Als im klassischen Altertum die Menschheit die echteste Blüte des Menschentums erzeugt hatte, die sie aus sich selbst hervorbringen konnte, da war dem göttlichen Geiste der Weg gebahnt, sich in diese Blüte der Völkerwelt zu senken, um ihr das „erfüllte Dasein" zu geben, in der „Frucht, die da bleibet". Das „verdorbene" Heidentum ist eine hemmende Mauer, das echte Heidentum eine leitende Brücke zum wahren Christentum. Das Heidentum mitten in

der Christenheit wird wohl so bald nicht aussterben. Es recht zu beurteilen, machen wir dies zu unserer Losung: Achtung, gerechte Achtung vor dem echten Heidentum! Verachtung dem verfaulten fin de siècle Heidentum, dessen Sinnlichkeit mit dem „haut gout“ wir wittern in zahlreichen farbenprächtigen Blüten der modernen Literatur, welche gleißend emporwachsen aus dem Sumpf einer zersetzten modernen Gesellschaft, die das Christentum sich nicht angeeignet, das echte Heidentum längst verloren hat! Auch den echten Heiden Goethe will man in diesen Kreisen für sich in Anspruch nehmen, und stempelt ihn zu einem verdorbenen Exemplar des modern-heidnischen Typus. Aber wie? — Indem diese „Verehrer“ seine Schwächen in Stärken verwandeln, um sich darauf zu stützen, ohne seine wahren Stärken zu kennen, die dunkeln Punkte in seinem Leben als das „Licht“ preisen, das er gebracht habe, — und in diesem Lichte den großen Genius zu verstehen glauben, der auch ihnen leuchten soll, als göttlicher Offenbarer. Die Heuchler! Wären nicht jene Schwächen und dunklen Punkte ihnen so sympathisch und willkommen, dann hätten sie längst auch dieses großen Geistes, wie so manches andern, unvergängliche Werke — zum alten Eisen geworfen! Wir wollen Goethe beurteilen, wie die „Wahrheit“ ihn beurteilt, die ihm der „Dichtung Schleier“ darreicht:

> Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen;
> ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!

Wer hier nicht den Ton legt auf den zweiten Vers, hat die ganze „Zueignung“ nicht verstanden; geschweige denn, wer ausschließlich stehen bleibt bei den Worten: „ich kenne deine Schwächen“. Möge ein solcher diese Verse also in seine Prosa übersetzen: „Ich kenne nur deine Schwächen, sie sind das einzige, was mir an dir im „modernsten“ Sinne „interessant“ ist. Was hingegen die „Wahrheit“ über den Dichter sagt: „Ich kenne deine Schwächen, ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt,“ das ist das Urteil seiner wahren Kenner; nach diesem Maßstab soll er für immer beurteilt werden: „— so sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen!“ Bei dieser Beurteilung Goethes bleibt auf alle Fälle bestehen: Selbst wenn nichts anders Gutes in ihm lebte, als das echte Heidentum, werden wir ihn schätzen als den homo classicus redivivus, der den wichtigen Beruf hat, in der modernen Kulturperiode die Erinnerung an die echten Werte des klassischen Altertums andauernd und nachdrücklich wach zu erhalten. Jedes echte Kulturelement ist aber ein Förderungsmittel des Christentums. Möge der universale Geist Goethes auch in unsern Tagen seinen Beruf erfüllen, dem echten Kulturfortschritt zu dienen! Ja, in seinem einfachsten und innersten Wesen kann das Christentum wohl auf der primitivsten Kulturstufe erfaßt werden, aber: der ganze Reichtum der Gaben, der für die Menschheit in dieser höchsten und endgültigen Offenbarung Gottes an die Menschheit liegt, kann nur auf einer gewissen Höhe der Kulturentwicklung zutage

treten. Freuen wir uns daher über jeden echten Kulturfortschritt und (was leider nur zu oft als Spezialfach unterchristlicher Kräfte angesehen wird): arbeiten wir mit an diesen Aufgaben! — Aber ist nicht das Christentum selbst die höchste Kulturstufe? — Ganz falsch! Es ist viel mehr! Es ist die Seele jedweder Kulturstufe, damit sie „erhebend und fruchtbar werde für Mit- und Nachwelt".

Und nun kann ich nicht umhin, von dieser „Seele der Kultur" Ihnen noch bei Goethe eine wichtige Spur nachzuweisen. Sie werden dann vielleicht mit mir darin übereinstimmen, daß er über die Brücke des echten Heidentums hinübergekommen und einige wichtige Schritte in das Land des Christentums getan hat, in der Richtung nach den drei Zentralburgen des Christentums, zum Glauben, zur Liebe, zur Hoffnung. Oder, um an unser früheres Bild anzuknüpfen: Beobachten wir, wie die klassische Blüte des Menschentums im Faust vom christlichen Geiste erfüllt und befruchtet wird. Die volle, reife Frucht werden Sie vergeblich suchen. Aber der erste Ansatz der Frucht ist vorhanden. Und das „wo und wie" des ersten Ansatzes der Frucht ist wichtig! Lassen Sie uns diesem Präformativ des christlichen Lebens im klassisch-modernen Geiste bei Goethe die schuldige Aufmerksamkeit widmen!

Wenn wir die bildnerischen und literarischen Werke der Antike mit Verständnis betrachten, so finden wir in ihnen ein charakteristisches Merkmal. Man hat es den

„Zug der Resignation" genannt. In den Gedichten des Homer hört man einen Vers immer wieder durchklingen: „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt!" Nehmen Sie diesen Vers als die Grundstimmung der gesamten antiken Menschheit: die tiefe Empfindung, daß ihre große, wundervolle Welt dem Fatum unterstellt, dem Untergange geweiht ist. — Betrachten Sie die herrlichen Bildsäulen der Antike! Sie bewundern die einfachsten und edelsten Formen, Sie spüren in ihren Zügen, ihrer Haltung den Geist, der das Gute und Schöne kennt, was den Menschen ziert. Aber wo die Seele ist, — da ist eine leere Stelle. Diese leere Stelle wird nur mühsam verdeckt durch den trotzigen Stoizismus, der sich stark fühlt, jede Miene des allgewaltigen Schicksals mit Gleichmut und Würde zu ertragen, nach dem Muster: „Wenn die Welt zusammenstürzt, — die bleiche Furcht rührt ihn nicht an." Goethe kannte wie kein anderer den Zug der Resignation in der Antike. Daß die Antike keine Spur von Glauben hat, war der Grund, daß ihm diese ideale Welt im Innersten fremd blieb und er sich gewaltig hingezogen fühlte zu dem heimatlichen Boden der christlichen Welt. Was er dauernd festhält von der Gestalt der Helena, ist: „Gewand und Schleier", leere, wenn auch herrliche Formen, für die er einen andern Inhalt suchen muß als jene heidnische Resignation, jenen antiken Fatalismus. Ja, wahr ist es, was wir schon bei der Osterglockenszene bemerkten, ohne Glauben

konnte und wollte der Kämpfer ums Ideal nicht leben, ohne den geistbefruchtenden Glauben, von dem er keine Spur fand beim Schreckensgange zu den „Müttern" am einsamen Strand wesenloser Gestalten. Wir sagen nicht zu viel: der Strahl des Glaubens, den er fassen konnte, war das tiefste Thema seines Lebens. Wir sehen den Fortschritt auf der Stufe seines reiferen Geistes im zweiten Teil des Faust! Der Glaube wird ihm das einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschheitsgeschichte! Das heißt mit andern Worten: ohne Glauben ist alles Ringen der Menschheit unfruchtbar; desgleichen: wer nicht für die Menschheit glaubt, kann auch für die Menschheit nichts wirken. Ich verzichte darauf, Ihnen die einzelnen dahin zielenden Aussprüche vorzulegen. Wenn Sie den Faust lesen, werden Sie manches hierzu finden, aber: gesellen wir uns vielmehr zu dem Kämpfer, der titanisch ringt mit dem Problem der Menschheit, und hören wir nicht nur seine Worte, die er im Kampfe spricht, hier und da, sondern horchen wir auf das Atmen seines nach Licht ringenden Geistes, das stetig steigend und fallend die Kämpfe seiner bewegten Brust begleitet! Dann erst wird es uns voll und klar aufgehn: der Glaube war ihm das tiefste Thema der Menschheitsgeschichte wie seines eigenen Lebens! und Sie werden zugeben müssen: den „Zug der Resignation in der Antike" hat Goethe im Lichtkreis der christlichen Welt überwunden.

Ganz ähnlich ist es mit dem Ansatz der christlichen Liebe. In der zweiten Hälfte des zweiten Teiles vom „Faust" dringt immer kräftiger die Losung durch:

> Für andre wächst in mir das hohe Gut;
> ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
> Warum sucht ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
> wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Auch hierfür werde ich die Aussprüche nicht anführen. Achten wir mehr auf das „tiefer" Liegende des Themas. Fühlen Sie den lebendigen, stürmischen Schlag seines Herzens: der Menschheit zu dienen! Sie werden gestehen: dieser Herzschlag war dem klassischen Altertum fremd, — von der modernen Herrenmoral ganz zu schweigen. Er ist im Faust erregt worden durch die Berührung mit der aus dem Glauben geborenen, christlichen Sittlichkeit. Daß auch Goethe sich dessen wohl bewußt war, daß das Beste und Tiefste, was er hatte, ein Erbe des christlichen Geistes war, brauche ich nicht näher auszuführen. Das beste Zeugnis hierfür ist die tiefe Ehrfurcht selbst vor den Wahrheiten des Christentums, denen gegenüber er das Wort nicht wahr machen konnte: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Eine frivole Äußerung über christliche Wahrheiten werden Sie nie bei ihm finden.

Was nun die Lösung des Problems der Menschheit anbelangt: wie weit ist der Versuch im Faust gelungen? — So weit, daß Faust bis zuletzt sagen muß: „Noch hab ich mich ins Freie nicht gekämpft!" aber „tätig-

frei" zu sein, das hat er erreicht und bis ans Ende festgehalten. Das Gewicht liegt bei diesem Ausdruck nicht in seiner ästhetisch-intellektuellen Wiedergeburt, obschon auch in diesem Erlebnis eine wichtige Kraft lag, ihn über das Gemeine und den Irrtum zu erheben. Dies vielmehr ist recht eigentlich das feste Land, das er dem Meere blindwirkender Elemente, der Woge des Zweifels, abgewonnen hat: Frei zu sein von dem lähmenden Fatalismus des Heidentums in dem Glauben, daß der Mensch, ja die Menschheit, das vom Schöpfer bestimmte Ideal erreichen soll; tätig in der Liebe mitzuwirken an dem Fortschritt der Gesamtheit diesem Ziele entgegen, — ein eigenartig aufgefaßter und verarbeiteter Reflex von dem christlichen „Glauben, der in der Liebe tätig ist". Aber wie unendlich weit liegt noch das gelobte Land des erfüllten Menschheitsideals! Wie schmal das gewonnene Küstenland, das dem unermeßlichen Meere abgerungen ist! — Solche Gedanken fliegen über das Ziel hinaus. Dasein ist Pflicht und wär's ein Augenblick! Mensch sein heißt Kämpfer sein; Kämpfer bis ans Ende, wenn auch kein Sieger. Dies eine genügt zur inneren Befriedigung des vom Kampfplatz abtretenden Streiters: Mein Kampf war nicht vergeblich, meine Arbeit nicht ohne Frucht! So endigt das Suchen nach Wahrheit nicht in einer vollendeten Erkenntnis, auch nicht in einem zu Ende geführten Werke, sondern in der endgültigen Mahnung: stets frei und tätig zu sein, solange man Mensch ist.

Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
dies ist der Weisheit letzter Schluß:
nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
der täglich sie erobern muß.

In dieser endgültigen Devise haben Sie das Gegenteil vom modernen kategorischen Imperativ: „Fühle dich wohl!"

Es erübrigt noch, ein Wort über die Hoffnung zu sagen. Die Hoffnung auf ein ewiges Leben im Faust ist ein Kind des Glaubens und der Liebe. Schon von den Formen des antiken Lebens galt das Wort in „der Gebilde losgebundenen Räumen": es regt sich dort; denn es will ewig sein. Wieviel mehr regt sich das befruchtete Wirken des gereiften Geistes, um ewig zu sein? — Das war Goethes feste Überzeugung besonders in seinen letzten Lebensjahren: jedes in ernstem Kampf und in fruchtbarer Arbeit errungene, geistig-erfüllte Dasein muß ewig sein; denn es ist nicht denkbar, daß solche Kräfte sollten verloren gehen. Der moderne Zeitgeist hofft ebenso konsequent auf das Nirvana; er schließt mutatis mutandis: wie sollte ein in öder Genußsucht entleertes Leben in der Ewigkeit ein Etwas sein? Wenn dies leere zeitliche Leben schon keinen Sinn hat, welchen Sinn sollte das Ewigleere haben? Denselben negativen Gegenschluß zieht im Faust Mephisto, der den erworbenen Besitz des Geistes beim Faust nicht abschätzen kann. „Vorbei!" als Schlußwort des menschlichen Lebens klingt ihm noch zu sehr nach dem „Etwas". „Zum reinen Nichts!"

so ruft der alte, ehrliche Mephisto im klaren Deutsch. Die modernen Geister der Verneinung übersetzen es in das indische „Nirvana", und preisen es nach dieser Übersetzung als neue, unerhörte, europäische Weisheit. Wir wollen bei dem geliebten Deutsch ihres Gesinnungsgenossen Mephisto stehen bleiben.

Mephisto:

Vorbei! ein dummes Wort.
Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was soll uns denn das ewge Schaffen!
Geschaffenes zu „nichts" hinwegzuraffen!
„Da ist's vorbei!" Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär es nicht gewesen,
und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre.
Ich liebe mir dafür das Ewig-Leere.

Faust selbst wird noch zuletzt von der Furcht vor der Vernichtung angefaßt. „Es klang so nach, als hieß es „Not"; ein düstres Reimwort folgte „Tod"." Der alte, längst überwundene Fatalismus erfaßt ihn noch einmal wie ein unseliges Gespenst. Er erblindet, aber der innere Fonds seines Lebens bricht siegreich leuchtend durch die Finsternis hindurch.

Die Nacht scheint tiefer, tief hereinzudringen,
allein im Innern leuchtet helles Licht.

Und nun auf der Höhe seines Schaffens angekommen, erlebt er im Rückblick auf das Vergangene und im Ausblick auf die zukünftige Frucht seiner Arbeit den höchsten, — und zugleich den letzten Augenblick. Die Woge seines

Lebens bäumt sich noch einmal hoch auf, dann sinkt sie, versinkt im ewigen Ozean. Und wo sie verschwindet für unser Auge, da leuchtet, wie einst der Regenbogen über dem Strom der Zeiten beim Eintritt in die große Welt, nunmehr der farb'ge Abglanz des ewigen Lichtes als geheimnisvolle Offenbarung jener höheren Sphäre, zu welcher Faust vordem nicht zu streben wagte, jetzt aber „sehnsuchtsvoll nach höhern Regionen" eingegangen ist. Noch einmal hebt sein Geist gewaltig sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen! Und das unsterbliche Werk endigt im

Chorus mysticus:

Alles Vergängliche
ist nur ein Gleichnis;
das Unzulängliche
hier wird's Ereignis!
das Unbeschreibliche
hier ist es getan;
das Ewig-Weibliche (= die ewige Liebe)
zieht uns hinan.

In der Schlußszene der „versunkenen Glocke" klingt immer wieder durch: hinab, hinab! Hier bleibt das letzte Wort: hinan! Hinab! — hinan! in diesen zwei Worten können wir die „Versunkene Glocke" von Hauptmann und Goethes „Faust" in ihrer Grundtendenz kurz charakterisieren. Dort ein schillernder Glanz des erträumten Höhenmenschentums, der bald zur dunkeln Nacht sinkt, — hier die ernste Arbeit eines durch die dunkeln Pfade der Erde und die rauhen Wege der Welt allmählich zur Höhe ansteigenden Menschentums, das sich endlich ahnend

hebt zu dem Lichte einer höheren Welt, zu „neuen Sphären reiner Tätigkeit“! Lassen Sie uns als Unterschrift unter die Vergleichung das Wort setzen, das Sie als ein Glaubenswort im Goetheschen Sinn ansehen können:

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
das Echte bleibt der Nachwelt unverloren!

Ich muß aber zum Schluß noch einmal auf die Frage zurückkommen, von welcher wir ausgingen. Pilatus fragt: Was ist Wahrheit? Jesus sagt: Ich bin der geborne Zeuge der Wahrheit, ja: Ich bin die Wahrheit! Ist damit nicht die Frage endgültig erledigt? Sollen wir beim Fragen bleiben, wenn uns die Antwort gegeben ist? — Gewiß! Jede echte Erkenntnis stützt sich auf ein Gegebenes. Die gegebene, wirkliche Welt ist der feste Boden für eine sichere Welterkenntnis; sollten wir annehmen können, echte Gotteserkenntnis wäre möglich ohne eine Offenbarung, in welcher Gott selbst sich uns gibt? Aber auf beiden Gebieten gilt es, daß das Sehen eine Kunst ist, die nicht jeder versteht, der Augen hat. Wie „nichtig und unerschlossen“ bleibt die Welt den meisten Menschen, die trotz normaler Augen das echte Sehen nicht gelernt haben! Wie unterschiedlich wurde der Sohn Gottes im Fleisch gesehen von sehenden Menschen! Bei den einen hieß es: „Wir sahen keine Gestalt, die uns gefallen hätte,“ bei den andern: „Wir sahen seine Herrlichkeit, voller Gnade und Wahrheit!“ Dieser tiefere Ge-

sichtssinn liegt dort und hier nicht im physischen Auge, sondern in der Seele. Wenn eine Frage erwacht in der Seele, dann erschließt sich der innere Gesichtssinn! Man sagt oft, als leere Gefäße muß die Wahrheit die Seelen finden, um sie zu füllen. Doch das genügt nicht. In ein leeres Gefäß kann man nichts gießen, wenn es nicht offen ist! Leer sind in unsern Tagen genug Seelen und fassen die Wahrheit doch nicht, ebensowenig wie einst Pilatus. Eine fragende Seele, das ist eine offene Seele! Nur dann fassen wir die göttliche Wahrheit, wenn wir sie als Antwort auf unsere Frage vernehmen. Ja, wäre nur Pilatus ein echter Frager gewesen! Aber seine Frage war eine rhetorische Frage. Er wollte nichts fragen, er wollte nur sagen: „Wahrheit?? — die gibt's ja gar nicht!“ — Also was hilft's, wenn Jesus vor uns steht und spricht: Ich bin die Wahrheit! und wir stehn da wie moderne Pilatusjünger und haben das rechte Fragen nicht gelernt? — Dabei kann im günstigsten Falle ein unfruchtbares Gewohnheitschristentum herauskommen.

Ferner: Wir dürfen nicht von einseitigen Fragen ausgehen, sonst wird auch die Antwort einseitig ausfallen. Hier berühren wir eine schwache Seite im christlichen Leben der Gegenwart. — Da geht der eine einseitig aus von der sozialen Frage, als ob andere Fragen gar nicht existierten! Und was für ein Christentum findet er? Das soziale Christentum! — Der andere sucht Antwort auf wissenschaftliche Fragen; theoretische

Fragen sind's, die ihn allein interessieren. Was erreicht er? — Ein theoretisches Christentum! — Ein dritter ist ausschließlich Gemütsmensch; für die Bedürfnisse seines Gefühls sucht er Befriedigung. Was ist das Resultat? — Gefühlschristentum! — Die Reihe ließe sich noch vermehren. Jedoch, wir sehen schon an diesen Beispielen: gerade so einseitig, wie die Frage war, wird auch die Antwort. Und die Verwirrung ist gar nicht zu heben, wenn nicht die Gesamtheit der Fragen, die zum Christentum hinweisen, wenigstens von den führenden Geistern begriffen und gewürdigt ist. Und hier ist vor allem ein Punkt, wo wir von Goethe etwas überaus Wichtiges lernen können: die Universalität der Fragestellung! Es gibt kein besseres Muster für die universale Erfassung aller in der modernen Kulturwelt fühlbaren, echten Fragen der Menschheit, als die Werke dieses Königs unter den Dichtern! Ich sage: für die universale Erfassung. Man kann nicht behaupten, er habe alle diese Fragen in ihrer ganzen Tiefe erfaßt, — und dies ist der Hauptgrund dafür, daß er nicht höher stieg im christlichen Leben und Erkenntnis. Aber trotz jener geringeren Tiefe und dieser geringeren Höhe ist und bleibt seine Arbeit ein musterhafter Versuch harmonisch vollendeter Lebens- und Weltanschauung.

Wollen wir uns nun ungefähr eine Vorstellung bilden, wie sich die volle christliche Weltanschauung nach dem Goetheschen Muster gestalten würde, so kann ich auf

einen Mann verweisen, dem es — allerdings nicht in den Formen der Dichtung — in vorbildlicher Weise gelungen ist, das antike Heidentum mit dem christlichen Geiste zu befruchten: den Apostel Paulus, den größten Lehrer der Heiden, der jemals gelebt hat. Es ist auffallend, wie viele Berührungspunkte sich zwischen den Gedanken dieser beiden Männer finden. Freilich geht die innere Entwicklung des Paulus von einer ungleich tieferen, wenn auch ähnlichen, Fragestellung aus, und er hat jene Höhe erreicht, welche für Goethe bis zuletzt eine „unbekannte Sphäre" blieb. Welches war die tiefere Fragestellung des Apostels? — Wir finden sie im 7. Kapitel des Römerbriefes. Dort erzählt er das tiefgreifendste Erlebnis seiner vorchristlichen Periode, — gewaltige Worte eines ums Ideal kämpfenden Geistes! Woran entbrennt der Kampf? „Das Gesetz in meinen Gliedern widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte!" Es ist das „Problem der Menschheit". Goethe spricht ähnlich vom Kampf der zwei Seelen in der einen Menschenbrust. Wenn Sie den Wortlaut beider Aussagen vergleichen, werden Sie finden, daß an die Stelle des faustischen Strebens von unten nach oben, von der Erde zu den Gefilden hoher Ahnen, bei Paulus die klare und scharfe sittliche Auffassung und Wertung des inneren Gegensatzes tritt, — und hieraus entspringt auch bei demselben die Erfassung und Würdigung des Problems in einer vom Faust nicht geahnten Tiefe. „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen?" Aus dieser tiefsten

Frage konnte ihn dann der Weg führen zu der im Faust nicht erreichten Höhe: „Gott sei Dank durch unsern Herrn Jesus Christus!" Und nun wird dieser Paulus, — nicht etwa einer von den Zwölfen, die doch von Anfang bei Jesus waren, — das auserwählte Rüstzeug, den Namen Jesu unter die Heidenvölker zu tragen; ja, er konnte es wie kein andrer, denn wie kein andrer vor ihm hatte er gerungen mit dem Problem der Menschheit! Ein großer Frager, hat er die große Antwort gefunden, die er nun über das Leben des Menschen und die Geschicke der Völker in flammenden Buchstaben schreibt: Christus die Lösung des Problems der Menschheit. Ich muß es mir versagen, Ihnen in der reichen Geisteswelt, die dem Paulus aus jener tiefsten Tiefe heraus bis zu dieser höchsten Höhe des himmlischen Lichtes quillt, diejenigen Analogien aufzuzeigen, die wir als Vollendung der im Faust angefangenen Gedankenreihen verstehen können. Lesen Sie nur einmal den „Römerbrief" unter der Überschrift: „Christus die Lösung des Problems der Menschheit!" und Sie werden manches finden, was Ihnen ein deutliches Licht wirft auf den Weg von Goethe zu Christus! Ja, es wird Ihnen vielleicht so vorkommen, als ob überhaupt der „Faust" sowohl wie der „Römerbrief" nur unter jener Überschrift völlig zu verstehen sei.

Der Apostel Paulus wußte, was er hatte am Evangelium von Christus. Er hatte aber auch ein scharfes Auge für die „Brücken", die aus dem Heidentum und

Judentum zum Christentum führen. Von dem Götzendienst, von dem „verdorbenen" Heidentum redet er in den schärfsten Ausdrücken. Aber er hat auch bei etlichen der heidnischen Poeten gelesen: „Wir sind seines Geschlechts!" und auf einem Altar in Athen, als er herdurchging durch die prächtigen Tempel, hat er die Inschrift gefunden: „Dem unbekannten Gott!" Das sind ihm „Brücken"! Würde er in unsern Tagen durch die Stätten der Kultur und die Tempel des Zeitgeistes „herdurchgehen", könnte er noch tiefere Anknüpfungspunkte für seine Verkündigung finden, — im übrigen brauchte er kaum etwas Neues zu sagen, weil die Fragen im Grunde dieselben geblieben sind, wie ehemals, und das alte Evangelium als Antwort auch noch genügen dürfte! Ginge er herdurch und sähe des neuen „Blumentempels Marmorhallen" von „Meister Heinrich", würde er gleich den alten bekannten Stil erkennen und sagen: „Tempel der Aphrodite, anscheinend nicht der Urania!" Doch wenn er das ekstatische Lied vernähme vom verlorenen Paradiese, das Lied „Verloren und vergessen, ein Heimatlied, ein Kinderliebeslied, aus Märchenbrunnentiefen aufgeschöpft", und wenn er das Wort hörte vom Schauer von Juwelen, der vom Himmel niederrauscht, „wonach Millionen starrer Hände greifen," — dann würde sein feines Ohr, dem das leise Seufzen der Kreatur vernehmlich war, aufhorchen, und sinnend möchte er sagen: „Ein großer Traum! — aber in dem großen Traum höre ich — die große Sehnsucht!" Er würde nicht vor-

übergehen an dem gewaltigsten Tempel des modernen Geistes, an Goethes großem Weltendrama; würde den feinen griechischen Geschmack bewundern und die himmelanstrebende Gotik des Faustischen Geistes! Und aufmerkend würde er verweilen an dem Hochaltar des Goetheschen Menschheitsideals und nachdenklich lesen die Inschrift am Altar, welche die meisten modernen Athener ganz übersehen haben: „Dem unbekannten Gott"! Wenn er nun Worte hörte, wie jenes von der Menschheit „hohen Ahnen", könnte er mit Recht sagen: auch Goethe gehört zu den Poeten, die gesagt haben: „Wir sind seines Geschlechts!" Dann aber würde er wieder gewaltig über der modernen Welt und Menschheit sein altes Evangelium in neuem Lichte leuchten lassen: „Was ihr sucht, will ich euch bringen: Christus, die Lösung des Problems der Menschheit!" — Wenn hiermit aber unsere Aufgabe ausgesprochen ist, verehrte Freunde, dann lassen Sie uns das Evangelium unter jener großen Überschrift des Paulus wieder in seiner Fülle und Größe begreifen; und wenn wir einsehen, daß jede Kulturepoche nach ihrer Eigenart das alte Evangelium wieder von neuem finden muß, falls es fruchtbar werden soll für Mit- und Nachwelt, — so lassen Sie uns an Goethe nicht vorübergehen!


COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
BRITTLE DO NOT
PHOTOCOPY

